

—AMOS

Layout final 1 | 10.09., 23:05



Inhalt

Kolumnen

- 3 *Hermann Schulz*
Sergio Ramírez Mercado und sein Roman „Sara“
 4 *Hans Hubbertz*
Maasloses Scheitern am Hindukusch –
Erst high, dann k.o.

SCHWERPUNKT: Hoffend

- 5 *Irmgard Merkt*
H wie Haltestelle, H wie Hoffnung.
 6 *Robina Cronauer*
Quatsch hilft: „Memes“
 6 *Philipp van Sprang*
Ich habe da ein ganz mieses gutes Gefühl
 7 *Marion Lillig*
Über Hoffnung
 8 *Robert Bosshard*
Aufruf zur Rekonstruktion des sozial Banalen
 9 *Rolf Euler*
Machen und Hoffen
 10 *Wolfgang Dominik*
Atomwaffenverbot? Nicht mit uns!
 ... sagt die Bundesregierung
 11 *Hartmut Dreier*
„Weiß nicht woher, weiß nicht wohin,
Mich wunderts, dass ich glücklich bin“
 12 *Peter Strege*
Bange machen gilt nicht!
 13 *Stefan Hochstadt*
Und weil der Mensch ein Mensch ist ...
 14 *Ernst-W. Belter*
Wasserstoff – ein Hoffnungsträger?
 15 *Ludger Ernsting*
Hoffnung in schwierigen Zeiten
 16 *Frauke Heiermann / Markus Braun*
Deutsches Kirchturmdenken zur Abschottung
gegen radikale Kritik an der Weltordnung –
überwinden!
 17 *Martin Gück / Heribert Böttcher*
Ökumene mit Kapitalismus-Kritik
macht Hoffnung
 18 *Ulrich Grober*
Bangemachen? Gilt nicht! –
 eine kleine philologische Spurensuche

1wurf

- 20 *Johanna Fleischhauer*
Auf Hoffnungssuche in Äthiopien
 21 *Rudi Turinsky* **Leserbrief zu AMOS 2|2021:**
Volkskunst? Heimatkunst? Kitsch?

Menschenorte 49

- 22 *Rolf Euler / Peter Strege*
Willi Hoffmeister mit 88 Jahren in Dortmund

Palästina

- 23 *UN-Menschenrechtsrat, 47.Sitzung, 21.06.–13.07.2021*
Aus dem Bericht des UN-Sonderberichterstatters
über die Lage der Menschenrechte

Editorial

Warum haben wir Kraft, Energie und Elan für ein gutes Leben – für alle, auch für die Künftigen? Woher nehmen wir die Erwartung, dass es sich lohnt? Warum sind wir Hoffende? Was ist „Hoffnung“ – ein Gefühl, eine Projektion, eine menschliche Grundidee? Steckt in der Natur, in der Evolution solche Energie – vor, mit und eines Tages nach der doch vergleichsweise so kurzen Episode des „homo sapiens“?

Die Utopien und Visionen sind rar geworden, erschöpft in politischen Vernutzungen im vorigen Jahrhundert: „Sozialismus“/„Revolution“ – wer redet noch davon? Was ist gemeint mit der derzeit gängigen Rede „sozial ökologische Transformation“? Zumal in Wahlkampfzeiten? (Bei gleichzeitigem „business as usual“, gut für die Profite! – auch zu Corona-Zeiten).

Wir als **AMOS** schreiben in diesem Heft, warum wir uns einmischen; warum wir es nicht lassen können! Warum wir Hoffende sind.

Wir hoffen und sind nicht naiv: Wir bleiben dran:

Gewarnt haben wir vor dem Krieg in Afghanistan, der im August 2021 im (längst voraussehbaren!) Desaster erstmal ein Ende gefunden zu haben scheint. Schon Anfang 2010 trugen wir den Appell „Heraus aus der Sackgasse in Afghanistan“ – in der Ruhrgebietsweiten, gut nachbarschaftlichen Kooperation kultuRRevolution/diss-Duisburg/**AMOS**. Bischöfin Margot Käßmann hatte zu Neujahr 2010 in Dresden gesagt: „Nichts ist gut in Afghanistan.“

Gewarnt haben wir im **AMOS**: Der Krieg westlicher Mächte wie Frankreich und Deutschland in Mali und Kriege in anderen Staaten in Afrika für „nation building“ wird ebenso in künftigen Desastern enden.

Auch wir warnen: Inmitten der laufenden Klima-Katastrophe weltweit mehren sich die Sorgen, dass „Kipp-Punkte“ bereits überschritten sind – was sich zu Zeiten unserer Enkel als furchtbar wahr erweisen könnte.

Wir warnen: Eines Tages werden (versehentlich oder gezielt) A-Atomwaffen, B-Bakterienwaffen, C-Chemie-Waffen und D-Waffen (Digitale K.I.-Waffen, bis hin zu Cyberkriegen) eingesetzt werden, so ist zu befürchten. Und dann?

Permanent: die Migrationsbewegungen weltweit mit Mauern und Rassismus!

Was heißt es zu hoffen – bei solchen Prognosen? Davon erzählen wir in diesem **AMOS**. JedeR von sich selber. Bewusst subjektiv von uns selbst und unseren Ressourcen (wie schon jeweils im dritten Quartalsheft 2020 über „Schönes“, davor 2019 über „Musik“). Und in diesem Jahr erzählen wir hoffend: von unserer Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. Wir tauschen uns dabei mit andern aus und stellen fest: Bange machen gilt nicht. – Und es tut Älteren gut, wie Jugendliche auf dem Planeten Erde sich Greta Thunbergs Haltung zu eigen gemacht haben, sich immer wieder erheben und uns mitnehmen!

In Erwartung auch Ihrer/Eurer Geschichten grüßt **AMOS**

Impressum ...	Seite 8
Abo-Bestellschein ...	Seite 8
Lesetipps ...	Seiten 5, 9, 12, 14, 23
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

Hermann Schulz

Sergio Ramírez Mercado und sein Roman „Sara“

Unsere Freundschaft geht zurück auf das Jahr 1970, als wir gemeinsam mit Ivan Illich in Österreich an einer Tagung teilnahmen. Sergio und ich trafen uns wieder im Jahr 1972. Er holte mich in San José in Costa Rica vom Flughafen ab und ich erinnere mich, dass er mir bei der Umarmung fast das Nasenbein gebrochen hätte. Wir skizzierten den Vertrag für eine Sandino-Biografie. Ich flog bald darauf nach Nicaragua zu einem ausführlichen Aufenthalt in allen Landesteilen, daraus wurde später das Buch „Ein Land wie Pulver und Honig“, zu dem Sergio das Vorwort schrieb. Es war Ende der 70er Jahre vor der Revolution in Nicaragua das einzige Buch über das zentralamerikanische Land auf dem deutschen Buchmarkt.

Von 73 bis 75 lebte Ramírez als Gast des DAAD in Berlin, war dann von 1984 bis 1990 Vizepräsident seines Landes, verließ aber bald die Revolutionspartei FSLN, weil er mit der autoritären Linie des Parteiführers Ortega nicht einverstanden war.

Ein halbes Dutzend seiner Bücher habe ich seinerzeit im Peter Hammer Verlag verlegt, seine Erzählungen, einige Romane und „Adios Muchachos!“, seinen Rückblick auf die Revolutionsjahre.

Neben vielen anderen Auszeichnungen erhielt er 2017 den Cervantes-Preis, was einem Nobelpreis für die spanische Sprachwelt gleichkommt.

Vor wenigen Tagen erhielt ich seinen neuen Roman „Sara“, hervorragend übersetzt von Lutz Kliche, der seit einigen Jahren als Übersetzer und Promotor alle Bücher dieses Autors betreut und mit großer sprachlicher Meisterschaft ins Deutsche überträgt. Sie erscheinen im kleinen aber feinen Schweizer Verlag Edition 8.

In diesem Roman mit seinem biblischen Thema (*AMOS*-Leserinnen und -Lesern muss man nicht erklären, dass es sich um die Frau von Abraham handelt!) zeigt sich wie schon in Sergios früheren Werken sein doppelbödiger Humor, seine Unbedenklichkeit, wenn es um Ausblicke in spätere Phasen der Bibel geht, an die er erinnert. Es ist ein Vergnügen, an diesen dramaturgischen Handstreich teilzunehmen!

Im Mittelpunkt der Geschichte stehen die Besuche des „Zauberers“ – Saras Metapher für Gott – bei Abraham, mal als zerlumpter Bettler, mal als arrogante Jünglinge, die wie nebenbei während des Essens berichten, man habe beschlossen, die beiden sündigen Städte Sodom und Gomorra zu vernichten. Abraham möge einen „Gerechten“ nennen, den sie verschonen würden. Er nennt ausgerechnet seinen Verwandten Lot, der sich immer wieder seiner schönen Frau Sara in durchsichtiger Absicht genähert hat. Aber er tut es! Und es mag die Leser verwirren, dass er einem durchreisenden Herrscher seine Frau Sara für den Beischlaf anbietet.

Abraham gehorcht den Boten immer wieder zum Ärger von Sara! Einige Male bricht er alle Zelte ab, um in eine andere Gegend zu ziehen, oft dem Ruin nahe, weil er mitten in der Wüste kein Wasser findet. Aber der „Zauberer“ rettet ihn



immer wieder und verspricht ihm, seine Nachkommen würden zahlreich sein wie die Sterne am Himmel. Wie soll das gehen? Sara ist über 80 Jahre alt! Aber sie wird schwanger und bekommt den Sohn Isaak. Verwirrend das Verlangen des „Zauberers“, ihm diesen Sohn zu opfern! Abraham gehorcht wie immer, aber es bleibt offen, ob bei der Rettung des Sohnes das Eingreifen von Sara den Ausschlag gegeben hat oder ob es der Wille des „Zauberers“ war.

Ein heiteres und trotz allem frommes Buch, das die Geschichte von Abraham und Sara so erzählt, dass auch der Erzähler sich (wie der Zauberer) immer wieder durch die Hintertür zu erkennen gibt.

Das hat große literarische Klasse!

Hermann Schulz lebt als Autor in Wuppertal. Als Privatdruck erscheint im Oktober die Sammlung seiner Geschichten mit dem Titel „Wie ein Edelweiß den Weltkrieg überlebte“ (260 Seiten, 12,00 €). Nur über den Autor zu beziehen: schulz-hermann@t-online.de

*Lieber Hermann,
tausend Dank für Deinen schönen Text über Sara. Vielleicht ist es das Buch, bei dem ich die meiste Freude hatte beim Schreiben, ohne viel Bibliografieren der Bibelstellen, die man in der Genesis über Abraham findet. Bei der Passage über die Wüste musste ich fast alles erfinden. Hoffentlich findet das Buch in Deutschland Leser...*

Mich hat gefreut, dass Du von unserer ersten Begegnung in Salzburg schreibst. Außer Ivan Illich trafen wir dort Dom Helder Camara, der leider weithin vergessen ist, aber enorm wichtig war in der Entwicklung des engagierten kirchlichen Lebens im Engagement für die Armen. Und dann Bruno Kreisky, später Kanzler und Unterstützer unserer Revolution in den ersten Jahren. Wir hatten eine schöne Freundschaft bis zu seinem Tod in Mallorca.

Ich freue mich, dass wir uns bald in Deutschland sehen werden!

*Eine große Umarmung und Grüße von Tulita.
Sergio*

Hans Hubbertz

Maasloses Scheitern am Hindukusch – Erst high, dann k.o.

Wenn man die Diskussion um das kolossale Fiasko in Afghanistan beobachtet, das die westlichen Truppen angerichtet haben, tauchen all' die fundamentalen Fragen wieder auf, die sich seit Beginn der imperialen Intervention am Hindukusch gestellt haben.

Bereits der damalige Appell „Raus aus Afghanistan“ (vgl. <https://bit.ly/2Wa1ajg>) erkannte in der „gewachsenen deutschen Verantwortung“ und den „Diskursblasen von Demokratie, Frauenemanzipation, Wohlstand durch Bundeswehrein-sätze“ das Potential, neue Terrorquellen zu provozieren. Kirchlicherseits sorgte die Kritik der ehemaligen EKD-Ratsvorsitzenden Margot Käßmann „Nichts ist gut in Afghanistan“ mit ihrer Neujahrspredigt 2010 für eine rege öffentliche Diskussion. Man wollte regierungsseitig nicht wahrhaben, dass in Afghanistan ein aussichtsloser, realer Krieg seitens des Westens geführt wurde, der nur Tote auf allen Seiten produzierte.

Alle, die nun im Wahlkampfgetümmel der Großen Koalition und ihren Geheimdiensten handwerkliches Versagen im Umgang mit Afghanistan vorwerfen, man habe dieses und jenes versäumt, verkannt, nicht gewusst, schlecht gemacht etc., bewegen sich auf die Seite derjenigen, die die Sinnhaftigkeit der Intervention an sich nicht in Zweifel ziehen. In der Rückschau wird zumeist ausgeblendet, dass der „war on terror“ aus der Erfahrung ohnmächtiger Verletzbarkeit nach 9/11 als Vergeltungsaktion seitens des Westens gegen die afghanischen Taliban geführt wurde, die dem Al Kaida-Führer Osama Bin Laden Unterschlupf gewährten, der als Drahtzieher der Anschläge galt. Nach dessen Liquidierung durch eine geheime Kommandoaktion unter Friedensnobelpreisträger Obama zogen die Westmächte jedoch nicht voller Satisfaktion ab. Stattdessen hatte man sich mit geostrategischem Anstrich vorgenommen, die fortgesetzten militärischen Aktivitäten zu Missionsprogrammen westlicher Werte umzuetikettieren. Demokratie und Freiheit sollten dem Vasallenstaat durch Mädchenschulen und Brunnenbau plausibel gemacht werden, so das Verkaufsprospekt des Westens.

Die unauflösliche Ambiguität, die militärische Gewalt könne das moralische Anliegen des Westens desavouieren, wurde verdrängt, abgespalten und als reines Übergangsphänomen auf dem Weg zu Frieden und Freiheit titulierte. Gewichtige Verunsicherungen stellten sich immer nur dann ein, sobald eigene Truppenangehörige zu Opfern der nicht enden wollenden Gewaltspirale wurden. Dazu beschwor man sich gegenseitig, dass am Hindukusch nur diejenigen legitimerweise sterben sollten, die als Feinde der modernen Welt und ihrer Werte galten. Nach 20 Jahren wurden ca. 3.600 Soldatinnen und Soldaten der westlichen Verbündeten getötet und über 36.000 zivile Opfer.

Dass Zwangsbeglückungen mit Demokratie und Freiheit kategorisch zum Scheitern verurteilt waren, schien auf der Seite der westlichen Staaten im Rahmen ihres Weltbildes unvorstellbar. Man traute sich zu, mit militärischen Maßnahmen in Kombination mit humanitären Aktivitäten ein aus west-

licher Sicht ‚mittelalterlich‘ geprägtes Land in ein liberales Land zu verzaubern. Wie ein standardisiertes Exportprodukt sollten die westlichen Werte als synthetisches Implantat mit militärischen Operationen glorreich appliziert werden.

Die Exporteure dieser Zivilisationserrungenschaften gingen dabei völlig ohne Rekurs auf die eigene historische Genese zur Sache. Ansonsten wäre u.U. aufgefallen, dass in der Geschichte Afghanistans die Voraussetzungen der Modernisierung völlig fehlen: Im Unterschied zum westlichen Modell gehören im ‚Gottesstaat‘ Politik und Religion genuin untrennbar zusammen. Die mit der Reformation in Europa verbundene Separierung dieser Sphären dagegen hat demgegenüber dort niemals stattgefunden. Alle daran geknüpften gesellschaftlichen Ausdifferenzierungen, die bspw. mit der Zwei-Reiche-Lehre verbunden sind, haben Entkopplungen mit spezifischen Eigenlogiken von Wirtschaft, Religion, Politik und Recht hervorgerufen. Ohne diese Voraussetzungen ist die Genese westlicher Werte (und Strukturen) jedoch kaum vorstellbar, genauso wenig wie die von Gewaltenteilung geprägten Demokratiekonzepte.

Sowohl die regional agierenden Mujaheddin, die zuvor von der CIA mit Waffen ausgestattet wurden, um die Sowjets in die Knie zu zwingen, als auch in deren Gefolge die Taliban, wurden aus westlicher Perspektive stets als ‚rückständig‘ eingestuft. Diese verächtliche Hybris eigener Überlegenheit sortierte den ‚Feind‘ nicht als ebenbürtigen Gegner ein, sondern als fremden Extremisten, als tribalen Schurken, dem nicht zu trauen ist, der aus dem unerkennbaren Hinterhalt stets heimtückisch mit Bombenattentaten weltweit zuschlagen kann. Dieser Feind brüstet sich nun als Zeichen göttlicher Bestätigung damit, unter vormodernen Voraussetzungen und technischer Unterlegenheit den Niedergang einer ehemaligen Supermacht vorführen zu können, nicht nur an zentralsymbolischen Orten.

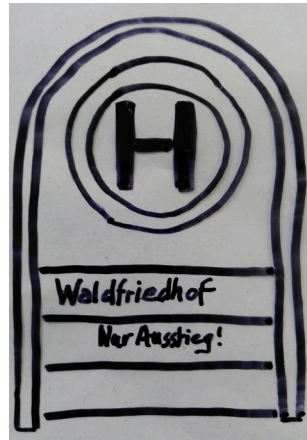
Der Westen hat mit seinem unter Trump eingeläuteten Truppenrückzug aus Afghanistan – mehr oder minder ‚postheroisch‘ – die Entscheidung gefällt, sich möglichst eigene Opfer auf fremdem Terrain zu ersparen. Die Frauen und Mädchen, denen man das Privileg zukommen ließ, im besetzten Afghanistan westlich-urbane Freiheitsluft zu schnuppern, werden nun ihrem Schicksal überlassen. Diejenigen, die als sog. Ortskräfte zuvor am ‚nation-building‘ mitgearbeitet haben und den märchenhaften Versprechungen geglaubt haben, werden sich mit den reüssierten Taliban arrangieren müssen. Wie in den schlimmsten Dystopien hat der jämmerlich gescheiterte Großversuch des liberalen Westens Menschen massenhaft in die Flucht getrieben. Ansässige fürchten um ihr Leben unter dem neuen/alten Regime. Das angerichtete Desaster könnte kaum größer sein. Nachdem die gestrandete Supermacht mit ihren Verbündeten die Position des ‚Hüters der Welt‘ räumen musste, laufen sich schon neue geostrategische Player warm. Begründete Hoffnungen auf Frieden sehen anders aus.

Dr. Hans Hubbertz, Pfarramt für gesellschaftliche Verantwortung in den Ev. Kirchenkreisen Gladbeck-Bottrop-Dorsten und Recklinghausen

Irmgard Merkt

H wie Haltestelle, H wie Hoffnung.

H wie Haltestelle. Linie 51, ÖPNV München. Haltestelle Waldfriedhof Haupteingang. Ein Schild des Münchner Verkehrsverbunds erwartet die Ankommenden:



H wie Hoffnung. Hoffnung auf mehr kabarettistische Einlagen des Lebens dieser Art. Hoffnung auf Lachen, Schmunzeln, Freude, Ironie. Hoffnung auf den eigenen ironischen Abstand zu dem, was der Homo sapiens so treibt. Der Homo sapiens arbeitet ja heftig an seinem Ausstieg aus unserem wundervollen Planeten. Dem Planeten, auf dem wir Menschlein seit ein oder zwei Millionen Jahren herumlaufen und der vielleicht noch einige hundert Millionen Jahre das Wunder des Lebens ermöglicht, das wir gerade mit Füßen treten. Irgendwann wird es endgültig zu heiß, wenn die Sonne sich zu einem Roten Riesen aufbläht und die Temperaturen im Schnitt bei mehr als 2000 Grad Celsius liegen. Aber bis dahin?

Was kümmert uns die Zukunft? Sagen die Weisen der Welt nicht ohnehin, die einzige Zeit, die wir haben, ist die Gegenwart? Also hau drauf, was das Zeug hält. Wen kümmert Corona? Wen kümmern Krankheit, Krieg und Hunger anderswo? Wen kümmert die Endlichkeit der Ressourcen? Die Millionen SUV-Käufer in aller Welt jedenfalls nicht. Wen kümmert Demokratie? Sind laut Demokratiematrix der Universität Würzburg ja ohnehin nur 37 der 179 Länder weltweit funktionierende Demokratien.

Lasst also alle Hoffnung fahren angesichts des aktuellen Zustands der Erde voller apokalyptischer Plagen wie Krankheit und Heuschrecken, Wasser und Feuer, voller neuer selbstverschuldeter Plagen wie Plastik und Verschmutzung, Plagen, die sich vor 100 Jahren noch niemand erdenken konnte?

Halt. Haltestelle Hoffnung. Was ist überhaupt Hoffnung. Ein reines Gefühl? Eine bloße Projektion? Eine Art menschliche Grundenergie?

In einschlägigen Lehrbüchern der Psychologie kommt Hoffnung nicht vor. Hoffnung ist auch keine der 51 oder 52 Geistesformationen, mit denen verschiedene Schulen des Buddhismus die menschliche Natur bzw. Psyche zu fassen suchen. Für den Dalai Lama hat Hoffnung dennoch einen erheblichen Stellenwert: „Ohne Hoffnung gibt es keinen Fortschritt“ und „Hoffnung und Entschlossenheit tragen die Saat des Erfolges in sich“. Der vietnamesische Zen-Lehrer Thich Nhat Hanh zeigt, was gelebte Hoffnung ist: Fünfmal hat er während des Vietnamkriegs mit Mitgliedern seiner Community ein Dorf wieder aufgebaut. „It was my belief that if we gave up, people would lose all hope.“⁽¹⁾

Solche Geschichten sind unverzichtbar. Sie verkörpern eine auf die Zukunft, auf eine bessere Zukunft gerichtete Energie. Eine Energie, die ebenso aus Konstrukten und Konzepten wie aus Träumen und Gefühlen besteht.

Was tun angesichts der Weltlage? Wohin und worauf den Blick richten? Ich sag mal, wie ich es und was ich mache.

1. Das Buch Factfulness von Hans Rosling⁽²⁾ und seine Beiträge auf Youtube entlasten mich in gewisser Weise, erlauben aber keineswegs den Rückzug ins Private. Bitte: Einfach mal reinschaun!

2. Mein Lebensthema ist Musik und Inklusion. Ich konnte 23 Jahre als Professorin an der TU Dortmund dieses Thema leben, es weiterentwickeln und Studierenden so nahe wie möglich bringen. Bis heute setze ich mich dafür ein, dass im Kulturbereich das Bewusstsein für die emotionalen und künstlerischen Vorteile inklusiv orientierten Arbeitens wächst.

3. Ich schaue auf den Wärmestrom, wie er im Alltag fließt. Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit, Engagement, Optimismus, Humor. Kürzlich habe ich ein Ehepaar besucht: Die Schwester der Ehefrau ist Alzheimerpatientin mit Downsyndrom. Sie liegt in einem Pflegebett mitten im Wohnzimmer. Da ist sie immer dabei. Das ist sicher nicht immer, aber immer wieder leicht und unkompliziert. Wir haben gesungen und gelacht. So geht es auch, das einzige Leben, das wir haben.

⁽¹⁾ The Buddhist Master Thich Nhat Hanh on suffering, hope and good business. Süddeutsche Zeitung, 8. Juni 2013 (<https://plumvillage.org/de/about/thich-nhat-hanh/interviews-with-thich-nhat-hanh/touch-the-earth-and-begin-anew/#filter>)

⁽²⁾ Hans Rosling (2019) Factfulness. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist. Berlin: Ullstein

Irmgard Merkt, von 1991 bis 2014 Professorin für Musik an der Fakultät Rehabilitationswissenschaften der TU Dortmund. Auch im Ruhestand streitbar in Sachen Musik und Inklusion.

Lesetipp

Wolfgang Belitz

Freiheit durch Gerechtigkeit, Band 2: 42 Kolumnen zu sozialer Gerechtigkeit in Kirche und Gesellschaft 2010–2020

hrsg. von Walter Wendt-Kleinberg 2021

(Book on Demand Norderstedt, ISBN 978 375 43 23 212)

AMOS-Lesende kennen die Belitz-Kolumnen, eine Zierde im AMOS bis Ende 2020. In diesem soeben veröffentlichten Band lesen wir die neueren 42 und können die älteren 50 von 1998 bis 2000 in den eigenen AMOS-Heften oder im Band 1 „Freiheit durch Gerechtigkeit“ (damals erschienen im Lit-Verlag) nachlesen. Jeder Text ist aufklärerisches Vergnügen und ein sprachlicher Genuss! Inmitten der fortwährenden neoliberalen Gehirnwäsche um uns herum mit ihren falschen Dogmen „Kostensenkung“, „Privatisierung“, „Globalisierung“ und „Wachstum um jeden Preis“ ist jeder Text wichtig und dieser neue Band unverzichtbar. Belitz nimmt auch das antigewerkschaftliche Arbeitsrecht in Kirchen, Diakonie und Caritas aufs Korn und führt die verordnete unsägliche kirchliche „Dienstgemeinschaft“ auf die Zeit des Nationalsozialismus zurück. In seinen Kolumnen kritisiert er außerdem, wie kirchliche Sozialethik hierzulande verkommen ist zu einem nichtssagenden Gesäusel. Sind der westfälische Sozialpfarrer Wolfgang Belitz und der Bischof von Rom Papst Franziskus die letzten Anti-Kapitalisten im heutigen Christentum?

Hartmut Dreier

Robina Cronauer

Quatsch hilft: „Memes“

Krisen (aller Art) gehen einem auf den Geist. „Was tut Mensch also, während ihm der Himmel auf den Kopf fällt?“, fragte sich unser **AMOS** „Thinktank“ und jeder ging eben in sich, um zu prüfen, ob dort ein kreativer Bewältigungsmechanismus versteckt ist.

Vor meinem inneren Auge manifestierten sich beschämende Bilder: dystopische Schmierereien, zukunftsweisende Karten, schwarzmalerische Gedichte und in Melodien verpacktes Seufzen. Alles Exorzismen, die sich für mich bewähren, um böse Geister zeitweise auszutreiben. Sehr effektiv, aber den LeserInnen sicherlich nicht zuzumuten. Etwas Normales musste her und ich sagte: „Memes. Die nutzt das ganze Internet!“

Ratlose Blicke. Mist, ich hatte übersehen, dass 2021 ein Teil der „Nicht-Digital-Natives“ weiterhin Widerstand leistet. „Das ist etwas, dessen genaue Definition einer googeln muss, da es mir zu selbstverständlich ist, um es zu erklären“, stammelte ich und dachte verärgert, ich hätte lieber ein Gedicht vorlesen sollen. So lernten wir (mit Hilfe eines Smartphones), dass das Meme vom griechischen Wort „Mimema“ kommt, was „imitieren“ bedeutet.

Und das ist es ja eigentlich schon. Irgendwer dreht ein Video, schaut einen Film, macht (klaubt) ein Foto oder stoppt an einer favorisierten Stelle, weil z.B. der Gesichtsausdruck für ihn oder sie eine bestimmte Bedeutung hat. Dann wird das ganze beschriftet hochgeladen, kommentiert, imitiert, abgeändert, wiedergenutzt. Es entstehen Klassiker, Kommentare zum Zeitgeschehen, Beschreibungen von Alltagsproblemen, politische Äußerungen (aus allen Richtungen) etc. und das meist mit Augenzwinkern oder mindestens mit viel schwarzem Humor und Lust auf Quatsch.

Das Interessante besteht darin, dass man mit Hilfe von Popkultur und unnützem Wissen in einen sich immer verändernden, kreativen Austausch gerät, der genauso divers ist, wie seine User und Konsumenten.

Die Message, die dabei für mich aufmunternd und erheitend ist, ist einfach: Du bist überhaupt nicht allein mit deinen Gedanken im Kopf und mit den Umständen, in denen du lebst. Und zum Glück bist du nicht die einzige, die ein paar schmutzige Witze braucht, wenn die Gewitterwolken im Anmarsch sind.

*Robina Cronauer (lebt & arbeitet im Ruhrgebiet – wo sonst) konnte mit diesem Text nur einen „Teaser“ schreiben. Wer jetzt neugierig ist und seinen Widerstand aufgeben möchte, findet demnächst ein paar ausgewählte Meme-Beispiele auf der AMOS Homepage: www.https://www.amos-zeitschrift.eu
Achtung: Viral & hochgradig ansteckend.*

Philipp van Sprang

Ich habe da ein ganz mieses gutes Gefühl

Was würden Sie schreiben, wenn man Ihnen als Thema „Hoffnung“ gibt? Und was, wenn dieser Text dann auch noch was mit Klima zu tun haben muss?

Erst beim Schreiben wird mir bewusst, wie wenig ich eigentlich über das Thema „Hoffnung“ nachdenke. Im Alltag regt man sich gerne über die Politik auf, wird manchmal vielleicht sogar aggressiv, wie rücksichtslos Entscheidungen getroffen werden.

Im Wahlkampf wird ein Fehler im Lebenslauf tausendmal schlimmer wahrgenommen als ein zukunftsunfähiges Wahlprogramm (Grüße gehen raus an die CDU). Alle wünschen sich mehr Klimaschutz, nach dem Wort „Spritpreiserhöhung“ nur irgendwie nicht mehr so aktiv. Währenddessen werden weiter fleißig Wälder gerodet, z. B. 300 Bäume am Jahnstadion in Marl für Wohnungsbau, 5.000 Bäume in Oberhausen für einen Autobahnausbau.

Schlechtes fällt oft besonders auf. Das kann Motivation und Energie rauben. Das Thema „hoffend“ ist auf den zweiten Blick also ein konstruktiver Ansatz, an Klimaschutz heranzugehen. Was macht mir persönlich Mut, dass wir jetzt im Punkt Klimaschutz notwendige Fortschritte machen?

Als erstes: Es ist so viel Aufbruchsstimmung im Land wie lange nicht mehr. Nach 16 Jahren Merkel muss jetzt etwas Neues kommen. Eine monatelange Pandemie und die neusten Flutkatastrophen schärfen den Menschen ein, dass entschlossener Klimaschutz wichtig ist, um zukünftige Freiheiten zu sichern.

Dann hat Klima einen ganz anderen Stellenwert. Politiker müssen sich für Klimapolitik rechtfertigen, Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen besetzen Talkshows in Massen. Wer hätte 2017 gedacht, dass fast alle Parteien vier Jahre später zwischen 2035 und 2045⁽¹⁾ klimaneutral werden wollen?

Und das wichtigste: Zwei Tage vor der Bundestagswahl findet ein globaler Klimastreik von FridaysForFuture statt. Ich selbst bin seit etwa zwei Jahren bei FFF aktiv und habe noch nie einen so intensiv vorbereiteten Streik erlebt. Werbematerial ohne Ende. Nach dem Corona-Tief wird das nochmal ein klares Zeichen setzen: „Leute, es geht in zwei Tagen um uns und unseren Planeten!“ Am 24.09. startet in Recklinghausen um 14 Uhr am Hauptbahnhof eine Lauf- und am Ruhrfestspielhaus eine Fahrraddemo. Ich werde auf jeden Fall wieder da sein.

⁽¹⁾ 2045 ist zehn Jahre zu spät!

Philipp van Sprang, 16 Jahre alt, Schüler aus Recklinghausen, ist seit fünf Jahren als Mitglied im Kinder- und Jugendparlament aktiv. Er engagiert sich in der FFF-Ortsgruppe und ist Mitorganisator der Klima-Demos in Recklinghausen.

Marion Lillig

Über Hoffnung

Die Welt steht Kopf, in 2021 gefühlt extremer als in meinen Lebensjahren davor. Das bequeme Leben mit all den (eingebildeten) Sicherheiten einer westeuropäischen Biographie ist abgelöst durch Dystopien aus mehreren Richtungen. Gab es in diesem Jahr die Hoffnung auf ein Eindämmen der Covid-Pandemie, schlagen mitten in diese positive Entwicklung die Folgen des Klimawandels ein. Und das in einer Weise, die selbst den ExpertInnen unvorstellbar schien. Überschwemmungen, die ganze Dörfer und Regionen vernichten, Feuer in den südlichen Urlaubsparadiesen, überall Menschen auf der Welt, deren Existenzgrundlagen vernichtet sind. Die Politik hat Warnungen ignoriert, Klimaziele auf die nächsten Jahrzehnte bzw. auf die nächste Generation verschoben, doch auf der anderen Seite sehr wohl antizipierte Bedrohungen der alten Feindbilder wie Russland dazu genutzt, Milliarden in die Aufrüstung zu investieren. An Geld mangelt es also nicht. Einen Teil könnten die Schulen gut gebrauchen, die nach den Sommerferien immer noch ohne LüftungsfILTER den Betrieb aufnehmen werden. Die Bildung und klimagerechte Zukunft der Jugend scheint nicht wichtig zu sein, nur in den Sonntagsreden.

Es zeigt sich in unbarmherziger Härte, wie schnell jeder und jede von uns unverschuldet in eine Situation der Hilflosigkeit geraten kann, die er oder sie nicht allein bewältigen kann. Das Wort Obdachlosigkeit ist aktuell kein Gespenst mehr. Dann ist die solidarische Gesellschaft gefordert. Und die hat nach der Flutwelle in unserem Land in eindrucksvoller Weise funktioniert. Und es waren gerade die jungen Menschen, die sich aus allen Bundesländern in die Krisenregion aufgemacht haben, um zu helfen. Die Hilfe kam so spontan, selbstverständlich, zahlreich und pragmatisch, dass den Betroffenen oft nur als Dank die Tränen übers Gesicht liefen. Dieselbe Jugend, deren Zukunft die aktuelle Politik so ignoriert, zeigt Solidarität mit ihnen völlig fremden Menschen. Das ist großartig.

Aber es gab auch das: Ich will meine Tankfüllung bezahlen und die Kassiererin hört grade die Nachrichten aus dem Ahrtal. Ihr Kommentar: „Ich hoffe, die holen jetzt nicht die ganzen Flüchtlinge aus den Inseln hierher, wir brauchen unser Geld jetzt für uns.“

Es stellt sich wieder einmal die Frage, wer ist „uns“? Pandemien durch Viren wie Ebola, Folgen des Klimawandels mit Dürren und Hunger, Kampf um Wasserreserven, all das war bisher weit weg. Wir in Westeuropa fühlten uns sicher. Und das daraus folgende Leid der Menschen durch Vertreibung und Verteilungskämpfe haben wir weitgehend ignoriert. Wir haben nur gehofft und viel Geld dafür bezahlt, dass sie dort bleiben bzw. dass uns Länder wie die Türkei oder Libyen das Problem abnehmen.

Neuer Streitpunkt: Sollen wir wertvolle Impfstoffe gegen SARS-CoV-2 verfallen lassen oder in Entwicklungsländer schicken? Der Egoismus kennt kaum Grenzen, s. das Zitat

der Kassiererin. Wann begreifen wir, dass wir in *einer* Welt leben, die Ressourcen teilen müssen, auch die Impfstoffe, alle in einem Boot sitzen?

Gibt es Hoffnung? Ja, es gibt sie. Unsere Gesellschaft wird auch geprägt durch eine große Schar von ehrenamtlich bzw. freiwillig tätigen Aktiven. Das Beispiel der Hilfe nach der Flutkatastrophe ist eins davon. Es gibt Bewegungen, die mit großem Know-how, Intelligenz und Tatkraft an gesellschaftlichen Missständen arbeiten, Sand ins politische Getriebe streuen und auf Veränderung beharren. Die politischen Mandatsträger die kritischen Fragen stellen, dunkle Ecken der Gesellschaft ausleuchten und den dort vergessenen Menschen eine Stimme geben. Sie richten in ihren Städten Sichere Häfen ein, betreiben Seenotrettung aus privaten Mitteln, bewirten Obdachlose, bilden Geflüchtete aus und schaffen Begegnungsräume, Ideenschmieden für mehr gesellschaftlichen Zusammenhalt.

2021 ist ein entscheidendes Wahljahr. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Marion Lillig, Jg. 1955, meist auf den Spuren der Migrationsbewegungen mit ihren Auswirkungen, entspannt beim Wandern.



Robert Bosshard

Aufruf zur Rekonstruktion des sozial Banalen

Vor gut hundert Jahren weckte das Radio, mittels des hoch subventioniert verbreiteten sogenannten Volksempfängers, das Bedürfnis nach einer allgemeinen Informationspflicht aller Gesellschaftsmitglieder. So gelang es den Nationalsozialisten wie zufällig, im Namen des technischen Fortschritts, ihre faschistischen Propagandakampagnen unüberhörbar zu machen. – Nach dem zweiten Weltkrieg, also in den Fünfzigern, wurde der sogenannte Fernseher zur offiziellen Informationsinstanz erklärt, was die öffentlichen Kontaktzonen leertefte, respektive sie zu Stadien des Massenkonsums umfunktionierte, und damit die politische Meinungsbildung zur Privatsache herunterstufte. So gelang es, das Schicksal von Armut und Reichtum als Wirtschaftswunder erlebbar zu machen und die Ausbeutung von Ressourcen als liberale Politik zu verkaufen. – Dann, um die Jahrtausendwende, unter dem Stichwort Digitalisierung, wurde durch die weltweite Verknüpfung der Informationskanäle schließlich die politische Meinungsbildung auch räumlich entgrenzt („globalisiert“) und inhaltlich abstrahiert („anonymisiert“). Damit hat sie sich, wiederum technologisch begründet, der klassischen, demokratisch institutionalisierten Kontrolle entzogen, was bewirken kann, dass die real gegebenen politischen Verhältnisse als nur fremddefiniert und von sich aus unveränderbar, als schicksalhafte Geworfenheit in die eigene Natur und Kultur erscheinen lässt, was dazu verführen kann, politisch zu resignieren oder die gesellschaftspolitischen Orientierungen in fiktiven Verschwörungstheorien respektive in den verhängnisvollen Händen populistischer Führernaturen zu suchen.

Was liegt also näher, als unter diesen Bedingungen die Basis der politischen Meinungsbildung, im Sinn eines urdemokratischen Instrumentariums, wieder zu reaktivieren. Sei es als Geklatsche an der Straßenecke oder gar im Getratsche

am Stammtisch. Es ist doch eine Schande, wenn wir *Wessis* in technologisch rückständige Republiken reisen müssen, um noch einmal eine wahre Gastfreundschaft zu erleben; oder wenn wir als *Weißes* ins exotische Ausland fahren, um die menschliche Fähigkeit zu kollektiver Selbsthilfe in Notstandsregionen zu studieren.

Also (nur als Beispiel):

- bei gutem Wetter unbedingt die Haustüren weit aufreißen, um wieder Gastfreundschaft signalisieren zu lernen;
- üben, stehen zu bleiben und stundenlang sich mit den Nachbarn zu unterhalten;
- versuchen, lautstark die befreundeten Bekannten zur Sitzbank auf dem Bürgersteig vor dem Hauseingang einzuladen;
- sich vornehmen, beim Einkauf auf der Marktstraße die Straßenmusik mitzufinanzieren und mitzusummen (einen Tanzschritt dazu auszuprobieren);
- alle Passanten sympathisch zu porträtieren versuchen, und also zu zeigen, was gefällt an ihnen;
- sich getrauen, in strahlenden Gesten die Poesie des eigenen Lebens als Nachbarschaftsgruß ins Wohnquartier zu spiegeln;
- einfach so, Arm in Arm, köstlich gekleidet, versuchen, dem eigenen Wohnumfeld zu gefallen!

Eben mit dem Ziel, im Gegenüber zu all den erwiesenen allgemeinen *Wahrheiten*, auch eine aus alltäglicher sozialer Banalität sich entwickelnde politische Meinungsbildung zu rekonstruieren, welche Stück für Stück jene, vom konkreten Alltag geprägte, von den unauflösbaren kollektiven Prozessen beunruhigte, eben die Widersprüchlichkeit unseres kulturellen Zustands und Wollens berücksichtigende *Betroffenheit* abzubilden vermag.

Robert Bosshard wohnt in Oberhausen und erinnert sich grad ans Grüezi seines Herkunftsdorfs Amriswil.

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung von 20,- € pro Jahr.

Rechnungsanschrift (AbonnentIn)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____

Zahlungsweise

- ☐ Verrechnungsscheck über 20,- € liegt bei
☐ Überweisung über 20,- € ist erfolgt
 am _____ an AMOS, Marl,
 IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
 BIC: WELADED1BOC

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Impressum

Herausgeber:

AMOS e.V. c/o Rolf Euler
 Cäcilienhöhe 32
 45657 Recklinghausen
 E-Mail: amos-ev@web.de

Redaktionsadresse:

AMOS c/o Hartmut Dreier
 Schumannstr.6, 45772 Marl
 Tel: 02365-42076
 E-Mail: dreier.mar@freenet.de

Internet: <http://amos-zeitschrift.de>

E-Mail: redaktion@amos-zeitschrift.de

Konto: AMOS IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20 | BIC: WELADED1BOC

ISSN 1615 - 3278

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Benjamin Benz, Recklinghausen | Robert Bosshard, Oberhausen | Robina Cronauer, Herten | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Stefan Hochstadt, Essen | Hans Hubbertz, Recklinghausen | Ute Hüttmann, Marl | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Bochum | Marion Lillig, Recklinghausen | Axel Lippek, Bochum (v.i.S.d.P.) | Anna Musinszki, Dortmund | Niklas Rokahr, Hamm | Rebekka Scheler, Bochum | Hermann Schulz, Wuppertal | Peter Strege, Dortmund | Renate Wangelin, Bochum

Schwerpunktthema verantwortlich: Robert Bosshard, Hartmut Dreier, Irmgard Merkt

Endredaktion/Layout: Axel Lippek

AMOS Schriftzug: Jochen Stankowski

Titelbilder 1983–2019: Manfred Walz

Druck: Halterner Druckerei GmbH,
www.halterner-druckerei.de

Einzelpreis: 5,00 €

Papier: chlorfrei gebleichtes Papier

Abo-Preis: 20,00 € jährlich inkl. Versand

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „iley.de“ (Leipzig).

Rolf Euler

Machen und Hoffen

Die Nachrichten der letzten Wochen – Brände, Flutwellen, Hitzerekorde, Afghanistan-Verbrechen – nötigen mir einiges an Zukunftsbesorgnissen zu. Unsere jüngste Enkelin ist gerade zwei Jahre alt geworden, wenn sie so alt ist wie ich – am Ende dieses Jahrhunderts – wird sich das Klima mindestens um 2 Grad erwärmt haben, werden die ungünstigen Prognosen der Wissenschaftler Realität sein. Ist es dann unvernünftig, Schwachsinn oder schlecht, Hoffnung zu haben?

Aber wenn mensch was macht, führt das zu Ergebnissen, woraus doch immer wieder Hoffnung entsteht – dass das Ergebnis des Tuns die Basis für eine Änderung ist. Das scheint der materielle Grund für Hoffnung zu sein, die nicht aus „Prinzip“ kommt, sondern aus Tun. Apfel- und Kirschbäume habe ich gepflanzt. Im Garten blühen Rosen und Sonnenblumen. Abends beobachte ich die Blütenöffnung der Nachtkerzen, sehe die Fledermäuse in der Dämmerung schwirren. Ich habe der Enkelin – wie vorher den anderen Enkeln – eine Spielzeugkiste gebaut aus massivem Holz, auf dem Deckel ist ihr Name eingepreßt. Eine Arbeit für eine „kleine Ewigkeit“, Nützlichkeit mit „eingebauter“ Hoffnung. Sie würde den Klimawandel überstehen, und wie können unsere Enkel das schaffen?

Vor einigen Tagen gab es eine Zoom-Konferenz zur Energiepolitik in der Stadt. Die Versäumnisse der letzten Jahre kamen kaum zur Sprache. Die Politik und die Verwaltung begnügen sich mit kleinen Schritten. Hoffnung kommt von denen, die was machen: Faire und sozialverträgliche Produkte, Einsparung von Verpackung und Strom, Photovoltaik-Anlagen aufs Dach, und alles weitere, was ein*e Einzelne*r machen kann – aber: die politischen Rahmenbedingungen zu verändern reicht keine Wahl. Fridays-for-Future-Demos, die Parents-for-Future (wozu auch die Großelterngeneration gehört) rüsten sich ebenfalls. Wenn dieses Heft erscheint, wird es am 24. September einen großen Klima-Aktionstag gegeben haben. Ob es was gegen die Macht der Fakten und die faktischen Mächte austrägt, zeigt sich nicht am 26. 9., sondern an den Menschen, die weiter machen.

In diesem Heft werden sich wieder eine Handvoll Menschen schreibend gegen die Unvernunft, gegen die kriegerischen Töne, gegen die Duldung einer weiteren Verschärfung der Klimakrise gewandt haben.

„Kommt
ihr guten
ihr wenig brauchbaren Worte“

schrrieb uns Erich Fried ins Redaktionsgedächtnis, und:

„Das Schreiben
nützt vielleicht
erst

wenn man glaubt
daß es nichts mehr
nützt“

Also schreibe ich, streite mich um Klima und Gerechtigkeit, sitze in Zoom-Konferenzen, arbeite im Garten, wir pflücken Äpfel und kochen Marmelade. Beteilige mich an gesellschaftlichen Zusammenhängen mit Agenda, Geflüchteten, ehemaligen Bergleuten, solidarischen Zeitungsprojekten. Und wünsche meinen Kindern und Enkeln eine tatkräftige Zeit und nicht nur persönlichen Mut wenn es nötig ist, sondern vor allem eine gesellschaftliche Bewegung durch mitdenkende und mitstreitende Menschen.

Rolf Euler hofft, solange es geht dabei mitmachen zu können.

Lesetipps

Waldemar Zeiler

Unfuck The Economy

München 2020, Goldmann, 224 S., ISBN: 978-3-442-31595-6

Mit Zorn und Eifer erklärt uns Waldemar Zeiler die kapitalistische Ökonomie und die zum Teil tödlichen Auswirkungen des Wirtschaftens und Konsumierens unserer Gesellschaften. Zusammen mit der Autorin Katharina Höftmann Ciobotaru ist das Buch ein „Ritt“ durch alle Krisen unserer Zeit. Aber hinzu kommt ein interessanter Blick auf die Alternativen, die Zeiler in seinem Unternehmen „einhorn“ verwirklicht hat. Ökologische und faire Produktion, demokratische Strukturen, Gehaltsspreizung maximal 1 : 3, Unterstützung der ausländischen Produktionskräfte, Baumpflanzungen: „fairstainable“ ist der dort gefundene Oberbegriff für das Verhalten aller Beteiligten.

Ich weiß keine Übersetzung für „unfuck“, aber aus dem Buch wird schnell klar, warum Wirtschaft, Arbeitsverhältnisse, Coronafolgen und Klima hiermit angegriffen werden. Daher: Empfehlung für dies rasant geschriebene Buch.

Thomas Großbölting:

1968 in Westfalen. Akteure, Formen und Nachwirkungen einer Protestbewegung

Münster 2018, Ardey-Verlag, 172 Seiten, ISBN 978-3-87023-404-1

Wenn irgendeine Vergangenheit „nicht vergangen“ ist, sondern nach wie vor Interesse, Auseinandersetzungen und kritische Reflektion erfordert, dann die Geschichte der „68er-Bewegung“. Hier ergänzt und erweitert den Blick jenseits der berühmteren Szenerien in Berlin, Frankfurt, Heidelberg oder München ein Buch über eine „Provinz“ in der damaligen Zeit – Westfalen. Im Kontrast aber auch im Gleichklang zu vielen anderen Ereignissen der damaligen Phase von Jugend- und Studentenbewegung ist der Autor Thomas Großbölting unterwegs in Dortmund, Münster, Bielefeld und weiter östlich in NRW, um Fakten und Mythen zu klären. Eine ausführliche Darstellung, konzentriert in ein schmales Bändchen, mit den wichtigsten Motiven und Zusammenhängen an eher unbekannten Orten der Bewegung, ergänzt durch Bild- und Quellenmaterial. Noch einmal wird deutlich, wie Vietnamkrieg, Notstandsgesetze, Bildungsungerechtigkeit und die Schüsse auf Dutschke nicht nur die Unistädte, sondern auch die Provinz in Bewegung brachten. Eine abgewogene Bewertung der beteiligten Kräfte, eine positive Einschätzung der Folgen der Jugend-, Frauen- und StudentInnen-Bewegungen zeichnen dieses Buch aus. Herausgegeben vom LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte ist es eine sehr gute Ergänzung zu allen Infos über „68“ mit einer gehaltvollen Literaturliste – empfohlen nicht nur für über 70-jährige oder Nostalgiker.

Rolf Euler

Wolfgang Dominik

Atomwaffenverbot? Nicht mit uns!

... sagt die Bundesregierung

Der Präsident der USA kündigt den großen Krieg an. Er könnte auch sagen den atomaren Krieg zwischen verschiedenen „Atommächten“, die das Ende des menschlichen Lebens auf dieser Erde bedeuten würde. US-amerikanische Militärs meinen, dass der Krieg gegen China in den nächsten fünf Jahren auf jeden Fall stattfinden muss, weil sonst die chinesische Aufrüstung in Konkurrenz zu den USA treten könnte. America first, die USA als von Gott berufener Weltsheriff darf nicht in Frage gestellt werden. Deutschland spielt den Hilfssheriff. Zunächst soll die raketen- und torpedobestückte Fregatte Bayern „Flagge zeigen“.

Dass in einem „großen Krieg“ Atomwaffen zum Einsatz kommen werden, wird von vielen Fachleuten nicht bezweifelt.

Seit einigen Jahren gibt es den Atomwaffenverbotsvertrag, der am 21.1.2021 mit dem Beitritt eines 50. Landes internationales Recht geworden ist. 80–90% der Bundesbürger*innen sprechen sich gegen Atomwaffen aus. Aber das macht nichts. Deutschland hat den Vertrag nicht unterzeichnet, weil das ja die „nukleare Teilhabe“ in Frage stellt. „Wir“ wollen beim Atomkrieg mitmachen.

Am „Flaggentag“ der Mayors for peace haben das Bochumer Friedensplenum, die ICAN (International Campaign to Abolish Nuclear weapons – Friedensnobelpreisträgerin 2017) und die DFG-VK eine beeindruckende Aktion auf dem Rathausplatz in Bochum gemacht. Rund um die berühmte Glocke wurden 50 Stühle mit den Flaggen der Unterzeichnerstaaten des Atomwaffen-



verbotsvertrages aufgestellt, ein Stück davon entfernt ein leerer weißer Stuhl, der Deutschland symbolisiert.

Begonnen hat die Kampagne Nuclear Seats durch Anregungen von Philipp Unger auf dem Rathausplatz in Bochum am 22.1.2021 (vgl. *AMOS* 2|2021, S.10). Es entstand die Idee, aus jedem Stuhl ein Kunstwerk zu machen, 10 der 50 Stühle haben schon Kunstpat*innen gefunden, die ihre Stühle auf unterschiedlichste Art und Weise gestalten. Wer einen Stuhl gestalten will, melde sich bei Philipp Unger. Email: info@nuclearseats.org, Telefon: 0234 / 5281140.

Frau Dr. Ingrid Farzin, Bochumer Friedensplenum und ICAN, sagte zur Begrüßung u.a.: „Wir, die Veranstalter dieser Kundgebung, sind die Mitglieder des Friedensplenums Bochum. Wir sind eine unabhängige Bürgerinitiative. Wir verstehen uns eher als eine Art Verbraucher- und Umweltschutzorganisation, die dringend warnt vor dem Gebrauch und Verbrauch von atomaren Waffen und anderen Menschenvernichtungsgeräten.“

8.000 Bürgermeister*innen in 165 Ländern fordern im Interesse ihrer Städte die Abschaffung von Atomwaffen. Die Bochumer Bürgermeisterin Züleyha Demir erinnerte daran, dass Deutschland dem UN-Verbotsvertrag noch nicht beigetreten ist. Umrahmt vom Posaunenchor Buccinate wurde die Grußbotschaft des Oberbürgermeisters aus Hiroshima, Matsui Kazumi, verlesen. (Die Botschaft im Wortlaut: <https://www.bo-alternativ.de/2021/07/09/botschaft-des-praesidenten-der-buergermeister-fuer-den-frieden/>) Der Atomwaffensperrvertrag und der Atomwaffenverbotsvertrag bildeten ein Gerüst für die Abschaffung dieser Waffen. Damit dieses Gerüst funktioniere, müsse ein Umfeld geschaffen werden, das zu einer Politikveränderung führe: „Wir müssen in der Zivilgesellschaft das Bewusstsein für Frieden weiter schärfen, eine Wellenbewegung zum Frieden schaffen und die internationale öffentliche Meinung zu nuklearer Abrüstung hinbewegen“, mahnte er. Er erinnerte an die vier Friedensglocken, die 1954 im Bochumer Verein gegossen wurden und die bis heute in der Kathedrale des Weltfriedens in Hiroshima läuten.

In ihrem Schlusswort betonte Ingrid Farzin anknüpfend an die Rede von Matsui Kazumi: „Niemand mehr soll so leiden wie wir – das ist die Botschaft Hiroshimas an die Welt. Und in diesem Jahr, 2021, ist ein völkerrechtlich verbindlicher Atomwaffenverbotsvertrag in Kraft getreten. Er wurde in den Vereinten Nationen durchgesetzt von den kleinsten und ärmsten Nationen dieser Welt, Atommächte und andere „Global Leaders“ sind nicht beigetreten. Auch Deutschland fehlt. Philipp Unger hat dazu mit seinem Team eine Stuhlinstallation geschaffen, die sie hier ansehen und mitgestalten können. Der Traum von einer friedlichen Welt, in der alle Menschen Brüder werden, lebt weiter. Und jeder von uns kann seinen wichtigen kleinen Beitrag dazu leisten.“

Gerne hätten wir zum Schluss dieser Kundgebung gemeinsam das Lied „Imagine“ von John Lennon gesungen – leider verhindert dies das Coronavirus noch immer.



Buccinate hat die Melodie für Posaune arrangiert und wird sie für uns spielen – und wir können in Gedanken den Text mitsingen: Some may say we are dreamers, but we are not the only ones. Wir danken allen Mitträumern, die hier heute gesprochen haben.“

Hoffen wir, dass unsere Träume nicht atomar pulverisiert werden!

Wolfgang Dominik, Jahrgang 1944, politischer Geburtstag 2.6.1967. Seitdem in der Friedensbewegung und VVN-BdA aktiv.

Hartmut Dreier

„Weiß nicht woher, weiß nicht wohin, mich wundert, dass ich glücklich bin“

Julian Nida-Rümelin nannte Ende Juli 2021 bei den Salzburger Festspielen die drei Schrecken: Klimakatastrophe – Weltkriegsgefahr – Künstliche Intelligenz mit der sich umdrehenden Mensch-Maschine-Abhängigkeit. – Ich denke an unsere Enkel, an die nächsten Generationen. An Menschen, die sich in vielen Orten auf der Erde engagieren. Wir sind mitten in Krisen-Zeiten. Ist beim Klima bereits ein kritischer Kipp-Punkt überschritten? Macht es Sinn, sich täglich aufzuraffen und sich zu engagieren? Oder richten auch wir uns ein im Privaten und ohne Visionen? Am Ende der Wohlfühlära, die nun auch Europa erreicht hat.

Zwei Geschichten möchte ich erzählen, hoffend:

Im Alter von 40 Jahren fuhr ich mit einem Freund nach Paris zu einem Seminar zum „gerechten“ Frieden im Nahen Osten. Wir saßen zu zweit in seinem schnellen Volvo, den anfangs nur er fahren wollte, immer links auf der Autobahn, möglichst rasant. Meine allgemeinen Appelle „Nikola, fahr bitte etwas langsamer“ nutzten nichts. In einem Einfall aus Angst sagte ich, wir wären doch nach Milliarden Jahren Evolution viel zu wertvoll für einen Unfall. Das leuchtete Nikola in seiner intellektuellen Neugier auf Antrieb ein. Wir hatten unendlichen Gesprächsstoff auf unserer stundenlangen Autofahrt, das Tempo wurde langsamer, wir wechselten uns am Steuer ab und machten Pausen. Wir tauschten uns aus über das moderne kosmologische naturwissenschaftliche Denken und über zeitgebundene Schöpfungsvorstellungen in den Religionen, über Sprachspiele Naturwissenschaft/Poesie; wie menschliches Verhalten inspiriert wird von rationaler Analyse, politischer Aktion, musischer „Imagination“, Utopien in religiösen Überlieferungen usw. Auf der Rückreise schlug ich eine Extra-Station vor bei den befreiungstheologischen christlichen Freunden Dorothee Casalis-Thurneysen und Georges Casalis in Noyon nördlich von Paris. Sie erklärten uns in ihrer heiteren Militanz manches aus ihrer lebenslangen Widerborstigkeit: als „alte Linke“ im Widerstand gegen die Nazi-Herrschaft auch in Frankreich; wie sie dank „Pariser Mai 1968“ und weltweitem „68“ auch Freunde der „Neuen Linken“ wurden und bei Gollwitzers in Berlin zu Freunden auch von Rudi Dutschke. Auf dem Marktplatz von Noyon bei der kleinen politischen Stadtführung erläuterte Georges Casalis: „Die richtigen Ideen fallen nicht vom Himmel“ (So lautet eins seiner Bücher, erschienen 1977 bei Kohlhammer). Die richtigen Ideen würden erstritten, in Klassenkämpfen und Auseinandersetzungen, für Emanzipation, Egalität und Solidarität.

Im Alter von 80 Jahren fing ich erneut an, Ernesto Cardinal zur Hand zu nehmen, seine kosmologisch weite Politische Poesie: „Aus Sternen geboren“ Bände 1 und 2 (Peter Hammer Verlag 2012). Gelegentlich lese ich dazu Hoimar v. Dithfurth: „Kinder des Weltalls. Der Roman unserer Existenz“ (dtv mehrere Auflagen seit 1982). Zunehmend kommt mir Baruch Spinoza in den Sinn mit „deus sive natura“. Mir geht schon mal durch den Kopf: Überall im evolutionär sich entwickeln-

den Kosmos stecken Potenziale („Sternenstaub“), Energien, Möglichkeiten, „Weisheiten“ gespeichert in der sog. Materie wie auch in der menschlichen DNA, Beziehungen komplexer Vielfalt, widersprüchliche Prozesse, einschließlich Katastrophen. Sie sind seit dem „Urknall“ wirksam – wie auch immer. Sie wirken offenkundig weiter und das bedeutet Zukunft (mit und ohne Menschheit). Ich stelle mir gelegentlich vor, in diesem evolutionären Ganzen stecke eine Art „Programm“, ein Ziel. „Es ist gut“ (so das programmatische Resümee mehrfach in der biblischen Genesis 1); ich verstehe das als Ziel: „es wird gut“. Nicht automatisch und nicht von selber, nicht im „himmlischen Jenseits“ aber in der weiter gehenden Evolution und „Zukunft“ als ein Jenseits aller auch aktuell notwendigen „Transformationen“, „Alternativen“, „Brüche“. Im Zusammenspiel von Akteuren aller Art und im persönlichen Engagement für gutes Leben, in aktuellen und kommenden Katastrophen. Daher bin ich hoffend.

Weitere Ressourcen sind erholsame Pausen, kritische Theorie und Praxis (u. a. Rettung von Bäumen, Stadtwäldern), Musisches (Musik, Kunst, Architektur z.B. Hans Scharoun).

Zwei Lesefunde:

Heribert Prantl schreibt zu Pfingsten in seiner Kolumne mit der Überschrift „Tohuwabohu“ (SZ 22.-24.5.21): Die Schöpfung der Bibel ist „ein Mythos darüber, wie der Mensch in einer Welt der Unordnung, in einer chaotischen Welt Leben und Ordnung finden kann... Die Schöpfung beginnt nicht aus dem Nichts, sondern inmitten der Störung, der Unordnung, der Zerstörung und der Vernichtung. ... Es geht immer wieder darum, wieder aus der Destruktivität, aus der Todeszone zu kommen... Der Versuch, diese Finsternis zu erhellen, ist der Versuch, das Notwendige, also das Notwendende zu tun. Dies verbindet das Diesseits und ein Jenseits, auch wenn man an ein Jenseits nicht glaubt: Das Jenseits – es ist nämlich dann jenseits der Finsternis.“

Peter Wohlleben (in: „Der lange Atem der Bäume“, München 2021): „Das sich daraus ableitende Patentrezept ist simpel: wir können dem kunterbunten Treiben der Natur prinzipiell nur zuschauen, wenn wir sie erhalten wollen.“ (S. 86). „Der Wald kommt zurück. Es wäre nur schön, wenn wir dann noch da sind!“ (S. 232)

Hartmut Dreier, geb. 1938 in Rostock. Seit 1969 in Bochum in der damaligen ESG (dort begann die Mitarbeit im AMOS). Seit 1977 in Marl als Gemeindepastor in einer Bergbau-Gemeinde mit vielen Eingewanderten. Seit 1999 Rentner. Almuth und Hartmut Dreier leben in Marl

„Hoffnung ist nicht die Überzeugung,
dass etwas gut ausgeht,
sondern die Gewissheit,
dass etwas Sinn macht,
egal wie es ausgeht.“

Vaclav Havel

Peter Strege

Bange machen gilt nicht!

Von der Gültigkeit ist zu reden. Über das Klagen und das Verschweigen, was meine Angst ist. Wovon ich das nicht gelten lassen will, was mich gerne mutlos macht oder meine Angst beschleunigt. Oder gibt es etwas, was Angst verschweigt? Oder gibt es etwas, das Zuversicht und heitere Gelassenheit so in Szene setzt, dass es die grauen Schatten unters Bett verweist? Ja, sage ich gerade heraus, das gibt es!

Und zwar jedes Mal dann, wenn ich, – sei es beim Schreiben, Malen oder Zeichnen – von diesem ganz sicheren, kaum spürbaren Gefühl überschwemmt, – und zwar von innen heraus, aus mir selbst, ohne jeden Applaus von außen – werde, was mich wie Wein oder Bier beschwingt, mich heiteren Sinns macht und eine Leichtigkeit verspüren lässt, für die das Wort AMBROSIA wie gemacht scheint. Da wirken eigenartiger Zauber und alltägliche Normalität so zusammen, als wären sie gemeinsam aufgewachsen und hätten nie erwachsen werden müssen.

So als „Großer“ Kind sein, sich ans Strichmännchen malen heran zu trauen, auch wenn ich weiß, – weil ich es gelernt habe – dass und wie da Vinci den Mensch vermaß.

Mit nachgedachtem Kopf zum Unsinn bereit und pfeifend gegen den Ordnungswind zu lächeln; so kann mein Tag beginnen!

Ziemlich vernarbt zwar, aber vom Gefühl her mit makelloser Haut, wie wenn ich eben auf die Welt gepurzelt wäre; dann, spätestens dann fällt mir auf, wie verkrampft ich die ganze Zeit danach getrachtet habe, als großer Künstler anerkannt, entsprechend bezahlt und so gewürdigt zu werden. Das war, was mich geängstigt hat. Was ich als Furcht möglichen Versagens als Garotte gespürt habe, was mir drohte, die Luft zum Leben zu nehmen.

Nun aber, im Moment, da mich solche Überlegungen nicht anfliegen und meine Vorstellungswelt noch keine gebietsmarkierende Pfosten hatte, da schwallte es aus mir heraus und gebar mich mit. Papier, Leinwand, Karton oder irgend weggeschmissene Zettel, alles was eine Notiz aufnehmen konnte war gleichermaßen willkommen und meine Botschaften betraten die Welt. Sich zu äußern hatte keine Adresse. Meine Gesänge hallten ohne Hörer und die „Gesichte“ meiner Bildwerke strahlten vor sich hin. Mich an! Wir dialogisierten und ich fühlte mich von dem, was ich zwar gemacht hatte, als wie von einem Fremdgeborenen angesprochen. Das erfrischte, anstatt, wie sonst üblich, mich in erstarrter Erwartung zu lähmen. Sicher, es war ganz willkommen, wenn jemand sich meinen Äußerungen annäherte und vielleicht sogar mit Fragen sein Interesse äußerte. Aufmerksam achtete ich dann darauf, inwieweit solche Anteilnahme, – was ihre glaubwürdige Ernsthaftigkeit anging – auch dem entsprach, was mich beim Herstellen meiner Botschaften umgetrieben hatte. War dem so, dass meine davon geleitete Neugierde dem geäußerten Interesse entsprach, dann stand einer sich daraus entwickelnden Traute nichts mehr im Wege.

Das, ich nenne es mit aller mir zu Gebote stehenden Ernsthaftigkeit „mein Basteln“, dieses „Kunstmachen“ hatte, über meine Befreiung hinaus, seinen Weg in die Welt gemacht und beim Auffinden einer ersprißlichen Menschen-Begegnung seinen Sinn erwiesen.

Danach war, selbst bei genauer Untersuchung, kein grauer Schatten mehr unterm Bett zu finden.

Sollte mich jemand nach dem Rezept oder den in diesem „Spiel“ geltenden Regeln fragen, so könnte ich darauf verweisen, dass nur die Regeln ihre Geltung zu haben hätten, die weder ängstigen, noch außerhalb meiner persönlichen Erfahrungen ihre Grundsteine liegen hätten.

Weil dann – und da bin ich mir ganz sicher – würde mich nichts bang machen.

Peter Strege lebt seit 1982 im ehemaligen Pumpwerk der Emschergenossenschaft in Dortmund-Huckarde.

Lesetipps

Josef Krug

Autobahn mit Raubvögeln. Erzählungen.

Mit Holzschnitten von Horst-Dieter Gölzenleuchter

Bonn 2020, Free Pen Verlag, 190 S., ISBN: 978-3-945177-76-1

Josef Krug (Dortmund) versammelt hier 15 Erzählungen über Begegnungen mit „Fremdem“ in vielerlei Gestalt, auch in eigener Existenz. Sehr lesenswerte Auseinandersetzungen mit der deutschen Geschichte, u.a. im „Kalten Krieg“; Überraschendes, z.B. Liebesgeschichten sind dabei, Prägung durch die Studentenbewegung. Zusammengehalten werden sie durch die Figur des Jörg Lang. Wie der Autor ist dieser aufgewachsen in einer unterfränkischen Kleinstadt, als Student im Ruhrgebiet, wo er weiter lebt. Einfühlsam, sprachlich dicht, kritisch, humorvoll! Beide Welten – Land und Stadt – leuchten auf. Die Ausstattung des Buches ist hervorragend dank der Holzschnitte von Horst-Dieter Gölzenleuchter (Bochum).

Christian Grube

„Wenne inne Kötterbecke fliechs“, hat der Arsch Kirmes.“ Marl – Eine Kindheit im Ruhrgebiet der 60er & 70er Jahre

Haltern am See 2021, 172 S., ISBN: 978-3-982-28420-0

Während auch anderen die Einnahmen wegbrachen, ist Christian Grube damit beschäftigt, in drei Büchern mitzuteilen, wie Menschen ihr Leben gestalten, die aus „einfachen Verhältnissen“ stammen. Im ersten Buch ging es um die Erzählungen seiner Eltern aus der Erinnerung seines Vaters: arme Verhältnisse in Ostpreußen, Distanz in Nazi-Zeiten, Flüchtling, Anlegen auf dem Pütt im Ruhrgebiet (s. *AMOS* 4/2018). Soeben legt er sein zweites Buch vor: Kindheit im Ruhrpott, und kündigt bereits sein drittes an. – Christian Grube beschreibt schnörkellos seine Kindheit in der „Waldsiedlung“ von Marl-Hamm. Er lebt viel draußen mit Gleichaltrigen, Älteren, in der „Straße der Alleskönner“, denn Bergleute können alles. Nebenbei die Verwandten. Familienausflüge mit dem alten Kadett und sieben Personen drin, ohne Gurt und fast alle Erwachsenen rauchend, z.B. zum Löwenpark in Westerholt. Samstag nachmittags Autowaschen mit dem Vater bei Fußball-Reportagen vom WDR. Der Aktionsradius wird immer größer: Sickingmühle, der Kanal, später Kinos in Hüls, die Disco im Hagenbusch in Marl-Mitte (die Haarbürste in der Brusttasche der Jeansjacke). Ausflüge ins Schulandheim, erotische Sehnsüchte, Lieblings-Musik und -Filme werden nebenbei sehr präzise notiert. Ein erstaunliches, ein wichtiges, ein seltenes Buch über das eigene Heranwachsen aus der Perspektive eines Jungen.

Hartmut Dreier

Stefan Hochstadt

Und weil der Mensch ein Mensch ist ...

Ich wurde aufgefordert, aufzuschreiben, was mich hoffnungsvoll sein und vor allem hoffnungsvoll bleiben lässt. Trotz all den Widrigkeiten draußen – und auch drinnen.

Der Mensch ist – einer nicht mehr ganz jungen Überzeugung folgend – in seiner Totalität, seinem Denken, Fühlen, Handeln das Ergebnis seines gesellschaftlichen Seins. Mein gesellschaftliches Sein ist gebunden an die großen und kleinen Dinge des Lebens. Angefangen bei meiner körperlichen und seelischen Befindlichkeit über meine familiäre bis zu meiner finanziellen Situation, meinen Präferenzen und politischen Überzeugungen bin ich sowohl Produkt als auch Produzent all dessen, was dafür die Grundlage ist. Selbst meine genetische Ausstattung geht nicht unverändert durch mein Leben, sondern reagiert auf all die gespürten und ungespürten Einflüsse und Ereignisse.

Ich finde die Gesellschaft als weithin „gemacht“ vor. Vieles, was mich umgibt, scheint für die Ewigkeit gemacht zu sein. In die übergroße Mehrheit der kleinen und großen „Verabredungen“ bin ich hineingeboren worden, ohne je einen Beitrag geleistet zu haben, aber auch ohne um meine Zustimmung, nicht einmal mein Einverständnis gefragt worden zu sein.

All diese kleinen und großen Verabredungen sind das, was als „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ bezeichnet wurde. Nichts davon ist naturgesetzlich definiert, auf alles haben sich Menschen irgendwann einmal verständigt, weil sie es richtig fanden.

Denn auch wenn sich Gesellschaft, wenn sich das Leben jenseits der alltäglichen Aufregtheit geronnen, festgelegt anfühlt – das ist nicht der Fall. Und das ist das, was mich umtreibt: Das WISSEN, dass die Welt jenseits ihrer physikalischen und chemischen Wahrheit (hinter die ich vorläufig mindestens ein Fragezeichen setzen möchte) von Menschen jeden Tag aufs Neue hergestellt wird.

Dieses Wissen ist der Grund für Verzweiflung und Resignation. Denn wenn wir die Welt selbst herstellen, wieso sieht sie dann aus wie sie aussieht? Mit Hunger und Elend, mit Armut und Not, mit Klimakatastrophe und Umweltzerstörung, mit Hass und Gewalt?

Dieses Wissen ist zugleich der Grund für Hoffnung und Optimismus. Denn auch wenn wir es im Alltag oft übersehen, es gelingt uns doch, überkommene Überzeugungen abzustreifen, wenn wir sie als falsch erkannt haben. Rassismus ist überwindbar, Xenophobie ist überwindbar, Homophobie ist überwindbar, Diskriminierung jeder Art ist überwindbar, die Gleichstellung aller ist erreichbar. Liebe ist möglich.

Mein Name ist Mensch.

Und ich mache mir die Erde nicht untertan, ich respektiere die Welt als meine Heimat, die ich erhalten möchte. Mit allen, die das auch wollen.

Ich verzweifle an der Welt, weil ich oft den Eindruck habe, dass wir nicht vorankommen, dass wir die alten Fehler wieder und wieder wiederholen, dass sich immer wieder dieselben Mechanismen durchsetzen, obwohl wir wissen, dass sie uns ins Verderben stürzen.

Natürlich geschieht dies nicht, weil der Mensch des Menschen Wolf ist. Dies geschieht, weil es jemandem nutzt. Und es geschieht, weil es bequem ist. Durch die Menschen hindurch wirken mächtige Strukturen, die geeignet sind, Menschen gegen ihre „eigentlichen“ Interessen denken, fühlen und handeln zu lassen. Dies muss – wieder keine brandneue Erkenntnis – sogar so sein in einem System, das Menschen von sich und voneinander entfremdet, sie pervertiert.

Egoismus dürfte evolutionär einen gewissen Vorteil gebracht haben. Wem es gelungen ist, sich besser zu schätzen, zu schützen als andere, könnte eher überlebt haben. Aber neben dem Egoismus gibt es auch die Kooperation und noch davor das, was uns als soziale Wesen ausmacht: die Solidarität. Sie ist den Menschen eigen. Aber sie muss jeden Tag aufs Neue erarbeitet werden – in einer Gesellschaft, in der wir gelernt haben, dass der eigene Vorteil schwerer wiegt, fürwahr keine leicht Übung.

In Notsituationen offenbart sich aber doch mit hoher Verlässlichkeit, dass Menschen einander helfen WOLLEN und dies im Rahmen ihrer Möglichkeiten (und darüber hinaus!) auch tun. Der Mensch ist, das darf als starke These in den Raum gestellt werden, in der Lage, mit anderen zu fühlen und dies in solidarisches Handeln zu übersetzen.

In den gegebenen Strukturen, die nur ehern wirken, es aber keineswegs sind, bleibt erlebte Solidarität stets eine Ausnahme. So wie Glück nur erlebt werden kann als Insel im Unglück so scheint Solidarität als Überraschung in der egoistischen Erwartungshaltung. Aber ich bin davon überzeugt, dass sie mehr ist als eine Insel, nämlich die Basis für all unser Sein.

Ich bin kein Christ, ich bin nicht einmal gläubig, ich glaube nicht an ein Sein jenseits des Seins, ich glaube auch nicht an eine historische Aufgabe oder eine festgelegte Reise durch die Zeiten mit dem goldenen Zeitalter als notwendigem Finale. Aber ich bin davon überzeugt, dass es unsere, dass es meine Aufgabe ist, meinen Teil dazu beizutragen, dass die Möglichkeit einer besseren Welt gedacht werden kann. Vielleicht ist es irgendwann einmal nicht mehr nur eine Möglichkeit, sondern echte Wirklichkeit. Darauf freue ich mich – für mich, für uns und für alle, die nach uns kommen. Das macht mich hoffnungsvoll.

Stefan Hochstadt, der sich schon mal selbst gerne mit einem Hauch von Nativität als „romantischer Linker“ bezeichnet, kennt die Phasen galoppierenden Zynismus als Ausdruck erschöpfter Empathie und akzeptiert die Notwendigkeit, diese Phasen zu überwinden, weil es ja nichts hilft.

Ernst-W. Belter

Wasserstoff – ein Hoffnungsträger?

Im Juni 2020 verabschiedete die Bundesregierung die „Nationale Wasserstoffstrategie (NWS)“, die eine zentrale Rolle bei der Weiterentwicklung und Vollendung der Energiewende spielen soll. Dabei verkündete Bundeswirtschaftsminister Altmaier stolz: „Deutschland wird dabei eine Vorreiterrolle einnehmen, wie wir es vor 20 Jahren mit der Förderung der Erneuerbaren Energien (EE) getan haben.“ Abgesehen davon, dass die EEG-Förderung von der rot-grünen Regierung eingeführt wurde und Herr Altmaier sich später damit verdient gemacht hat, diese fast abzuschaffen, ist fraglich, ob die „NWS“ dem damit formulierten Anspruch gerecht werden kann.

Dabei ist unzweifelhaft, dass Wasserstoff unverzichtbar ist zur Vollendung der Energiewende. Das große Manko der regenerativen Energien ist, dass sie nur dann verfügbar sind, wenn die Sonne scheint und der Wind weht. Das Zauberwort, das diesen Nachteil überwindet, heißt „Speicherung“. Der regenerativ erzeugte Strom wird speicherfähig, wenn er mittels Elektrolyse von Wasser in Wasserstoffgas umgewandelt wird. Vor allem ist Wasserstoff in großen Mengen speicherfähig, wofür Akkumulatoren oder Batterien aus bekannten Gründen nur sehr bedingt geeignet sind. Mit dem Gas können Verbrennungsmotoren oder Gasturbinen direkt betrieben oder es kann in Brennstoffzellen wieder in Strom umgewandelt werden. Da bei der Verbrennung von Wasserstoff immer nur reiner Wasserdampf entsteht, egal ob in der Zelle oder in Motoren, ist diese Art der Energieerzeugung nicht nur schadstofffrei, sondern absolut CO₂ – neutral und damit ohne Belastung für das Klima.

Da Sonne und Wind bekanntlich keine Rechnung schicken und anders als fossile Energieträger sich nicht verbrauchen, wäre diese Energiebasis sowohl kostenlos als auch nachhaltig, d.h. absolut zukunftsfest. Weltweit angewandt könnte sie ein Ende der fossilen Brennstoffe und der damit verbundenen Kriege bedeuten, auch ein Ende der Atomkraft und der großflächigen landschaftlichen Verwüstungen weltweit.

Soweit die Theorie. Aber in der Realität ist es so, dass die benötigten materiellen Ressourcen z.T. auch schon knapp sind und die Flächen für die unzähligen PV- und Windkraftanlagen, die für den gewaltigen Energiehunger unserer Gesellschaften benötigt würden, gar nicht vorhanden sind. Ein weiteres Problem ist die Verfügbarkeit von Wasser, das in den Weltmeeren zwar praktisch unbegrenzt vorhanden ist, das aber für die Elektrolyse ungeeignet ist, da die Salzionen in kürzester Zeit die Elektroden zerstören würden. Also ist nur Süßwasser geeignet und auch das wird bereits knapp.

Trotz all dem wäre auch hierzulande noch ein viel weitgehender Ausbau des Ökostroms möglich. Einen solchen müsste doch eine verantwortungsbewusste Regierung auf allen Ebenen mit allen verfügbaren Mitteln fördern. Leider ist das Gegenteil der Fall. Seit Jahren ist es so, dass Ökostrom künstlich verteuert und der Ausbau durch Auflagen und unsinnige Abstandsregeln unnötig behindert wird.

Bringt die neue Wasserstoffstrategie jetzt die erhoffte Wende? Die Antwort ist leider nein. Die plötzliche Liebe zum Wasserstoff von Herrn Altmaier ist kaum seinem ökologischen Gewissen zu verdanken, sondern einer erfolgreichen Lobbytätigkeit der Gaskonzerne. Hinter der NWS steht nämlich der Verband „Zukunft Gas“, welcher mehr als 130 Unternehmen der Gaswirtschaft vertritt und dessen Netzwerk mit personellen Verflechtungen direkt bis ins Wirtschaftsministerium reicht. Mithilfe von PR-Kampagnen und Studien betreibt der Verband Greenwashing für fossiles Erdgas und seine Produkte. Wasserstoff gilt dem Lobbyverein dabei als Vehikel, denn Wasserstoffgas kann auch aus fossilem Erdgas hergestellt werden. Dieser Prozess erfordert einen hohen Energieeinsatz und ist daher extrem klimaschädlich. Das Bestreben des Lobbyverbands ist es, den Unterschied zwischen grünem und grauem Wasserstoff zu verwischen und damit Wasserstoff an sich als unverzichtbaren Energieträger im Klimawandel zu bewerben.

Dass „Zukunft Gas“ dabei ziemlich erfolgreich ist, sieht man daran, dass der Bund 10 Milliarden ausgibt für die Planung der Erdgasterminals in den Häfen von Brunsbüttel und Stade. Hier soll das in großen Mengen angelieferte äußerst klimaschädliche Fracking-Gas aus den USA umgeladen werden.

Dabei hätte man sich gerade nach den Hochwasserkatastrophen in NRW und Rheinland-Pfalz vorstellen können, dass stattdessen in regenerative Energien investiert werden müsste. Doch schon wenige Wochen danach ist auch die zaghaft aufkommende Diskussion über den Klimawandel schon wieder abgeebbt.

Die schlichte Wahrheit ist, dass die herrschenden Akteure in Wirtschaft und Politik nicht das geringste Interesse daran haben, ihr profitträchtiges Modell aufzugeben und selbst die größten Anstrengungen, klimafreundliche Energieträger herzustellen, nicht ausreichen werden, um genügend Energie für das herrschende wachstumsgetriebene Wirtschaftsmodell bereit zu stellen.

Ernst-W. Belter, 75 Jahre, ehemaliger Lehrer für Mathematik und Physik, engagiert sich seit mehr als 40 Jahren für eine ressourcenschonende nachhaltige Energiepolitik und gegen die Verbrechen der Atom- und Kohlekonzerne, seit kurzem auch gegen die Gasmafia.

Lesetipp dazu

Timm Koch

Das Supermolekül. Wie wir mit Wasserstoff die Zukunft erobern.

Frankfurt/M. 2019, Westend-Verlag, 169 S. ISBN: 978-3-86489-240-0
Timm Koch beschreibt Wasserstoff als Energieträger der Zukunft. Er kann Autos und Kraftwerke betreiben – dezentral und sicher. Als Speichermedium ist er die kostengünstige Lösung für eine nachhaltige und flächendeckende Versorgung mit Energie. Das riesige Potenzial von Wasserstoff ist in der Wissenschaft schon längst bekannt. Die deutsche Automobilindustrie scheut Investitionen und setzt mit Akku-Autos auf den falschen Trend. Gleichzeitig hat sich die Politik von der Fossil-Lobby hoffnungslos kapern lassen und versucht mit allerlei Tricks, die Entstehung einer Wasserstoff-Gesellschaft auszubremsen.

Ludger Ernsting

Hoffnung in schwierigen Zeiten

In den NRW-Sommerferien war zum „Kreuzweg für die Schöpfung“ eingeladen. Ein Kreuz wurde von Gorleben, Inbegriff der Atomindustrie und des Widerstands gegen ihr zerstörerisches Potential, nach Garzweiler, Zentrum folgenreicher Energiegewinnung aus Braunkohle und größter CO₂-Emittent in Europa, getragen. Aufgerufen hatte dazu ein breites Bündnis: u.a. „Die Kirche(n) im Dorf lassen“, Klima-Allianz Deutschland, Diözesanrat Aachen, „Gorleber Gebet“, Kirchenkreis Jülich, Pax Christi und viele weitere Gruppen. Das Ziel war u.a. die Zusammenführung aller Kräfte, die sich für ein gutes Leben in Fülle einsetzen und deshalb die Zerstörung des „gemeinsamen Hauses“ durch Braun- oder „Blutkohle“, Gas oder Atom stoppen möchten. Der Kreuzweg, offen für jedermann zum Mitgehen, verstand und versteht sich als Teil der Klimagerechtigkeitsbewegung.



Ein Stationspunkt des Kreuzweges war am Sonntagnachmittag des 25. Juli das Tor des Kohlekraftwerks Datteln IV. Viel Polizei – im Vorder- und Hintergrund – war zum Schutz des Demonstrationsrechts (und auch anderer Erwägungen) zusammengezogen worden. Diese hatte am Vortag im Bereich Hamm aus dem Kreuzweg heraus einen Bannerträger festgesetzt und zwei Plakate für nicht zulässig erklärt. Das mitgeführte Zitat von Papst Franziskus „Diese Wirtschaft tötet“ aus seiner Sozialzyklika über die „Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft“, sollte u.a. entfernt werden, weil es eine politische Aussage sei und keine religiöse...



In Datteln kamen die Pilger des Kreuzweges mit diesem und anderen Plakaten an. Die Pilger haben sich nicht einschüchtern lassen. Mutig sind sie für die Bewahrung der Schöpfung und den Aufruf zu einem „Mehr“ an Klimagerechtigkeit weitergegangen. Für mich war die klare religiöse und

politische Option der Veranstaltung mit ihnen am Werkstor von Datteln IV, wo u.a. Kohle aus menschenverachtenden Bergwerken Kolumbiens und Russlands „verstromt“ wird, ein Hoffnungszeichen in schwieriger Zeit.

Jens (Name geändert) ist 45 und ist jemand, der schon seit Jahren durch die sozial-diakonische Tür von Gasthaus und Gastkirche in der Recklinghäuser Innenstadt ein- und ausgeht. Harte Zeiten haben ihn geprägt: eine schwierige



Kindheit und Jugend, die frühe Flucht in eine Beziehung, die alsbald scheiterte. Verlust der Arbeit. Alkohol- und Drogenkonsum nahmen zu. Immer wieder der Versuch „die Geschmacksnerven auf der Zunge noch zu behalten“. Zwischendurch „sah er nicht gut aus“: erschöpft und depressiv, gleichzeitig unruhig, manchmal wie gejagt. Die Sucht gehört zu seinem Leben.

Am vergangenen Sonntagmorgen kamen wir in ein tieferes Gespräch. Ich sagte ihm, dass er irgendwie „besser aussähe“: ausgeglichener und entspannter, und er erzählte mir von seiner Arbeit. Seit einiger Zeit ist er über ein Projekt in der Küche der Diakonie eingestellt. Und er sagt, wie gut ihm das tue: der Inhalt im Tag, ein Rhythmus, die erfahrene Kollegenschaft, zu arbeiten und nicht überfordert zu werden, die verständnisvolle Begleitung auf Augenhöhe, das Erleben dankbarer Essensgesichter. Er erzählt das mit leuchtenden Augen. Seit dieser „neuen“ Zeit kommt er nur noch am Samstag und Sonntag ins Gasthaus: „Weil ich ja die Woche durch arbeite...“ Ich freue mich mit ihm über die neue Hoffnung, die für ihn konkret geworden ist – in für ihn durchaus schwieriger Zeit.

Meine Erfahrung: Leben ist eine Herausforderung und nicht selten schwierig. Als Mensch brauche ich die konkrete Hoffnung im Alltag meines Lebens, die zum Leben ermutigt. Und ich brauche die – nicht weniger – konkrete Hoffnung im gesellschaftlichen Kontext unseres Lebens. Mein Glaube hat mir nie die Herausforderungen, noch die Schwierigkeiten – hier wie da – genommen, aber er hat meine Hoffnung genährt. Es ist schön, die Erfahrung machen zu können, Hoffnung mit anderen teilen zu können: es lässt etwas ahnen von menschlichen und göttlichen Möglichkeiten.

Ludger Ernsting, seit 30 Jahren Seelsorger im Ruhrgebiet, jetzt an Gastkirche und Gasthaus in Recklinghausen, Ort offener Tür mit sozial-diakonischem und Citypastoralschwerpunkt

Frauke Heiermann / Markus Braun

Deutsches Kirchturmdenken zur Abschottung gegen radikale Kritik an der Weltordnung – überwinden!

Die weltweite Ökumene – der Zusammenschluss der evangelischen und orthodoxen Kirchen – und Papst Franziskus mit befreiungstheologischen Kräften vertreten radikale strukturkritische Positionen gegen die gegenwärtige Welt(-wirtschafts-)ordnung und einen „weißen“ Rassismus. Diese im Süden des Planeten Erde mehrheitlichen Positionen kommen hierzulande nicht an, die Medien gleich welcher Richtung (auch **AMOS**) berichten nicht oder nur wenig.

Dabei sollten auch wir zur Kenntnis nehmen: Dass z.B. der Exekutivausschuss des ÖRK (Ökumenischer Rat der Kirchen) angesichts zunehmender Fremdenfeindlichkeit, zunehmenden Rassismus und des Erstarkens populistischen Nationalismus weltweit jüngst beschlossen hat, die Überwindung von Rassismus in den Vorbereitungen auf die nächste Vollversammlung 2022 und darüber hinaus zu einem wichtigen Arbeitsschwerpunkt zu machen.

Seit Ende 2020 prangern anti-rassistische Solidaritätsgruppen das provinzielle Kirchturmdenken der EKD (Ev. Kirche in Deutschland) an, im „Memorandum: Rassistische Beziehungen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) beenden. Zur Auslandsarbeit der EKD anlässlich der Vollversammlung des ÖRK 2022 in Karlsruhe“:

Im September 2022 wird die Vollversammlung des ÖRK in Karlsruhe stattfinden. Mit der Tatsache, dass die Vollversammlung zum ersten Mal in Deutschland tagt, verbinden wir die Hoffnung auf einen starken Impuls für die EKD und ihre Gliedkirchen, sich aufs Neue ihrer ökumenischen Gemeinschaft bewusst zu werden... Die EKD als eine Gastgeberin der Vollversammlung ist eine der größten und finanzstärksten Mitgliedskirchen im ÖRK. Sie wird sich erwartungsgemäß bemühen, eine gute Gastgeberin zu sein.

Zu fragen aber ist, in wieweit die augenblicklichen Reformvorstellungen der EKD mit ihren Strukturen diesem Anspruch gerecht werden. An vielen Stellen ist gegenwärtig in der EKD zu beobachten, dass die Wertschätzung der ökumenischen Bewegung und des ÖRK abgenommen hat und weiterhin abnimmt, so dass man zu Recht von einem „Prozess der De-Ökumenisierung“ sprechen kann.

Zum Beispiel enttäuscht uns sehr, dass in dem von der Synode im November 2020 verabschiedeten Reformpapier der EKD „Hinaus ins Weite – Kirche auf gutem Grund“ die weltweite Ökumene gar nicht erst in den Blick kommt und der Ökumenische Rat nicht einmal erwähnt wird. Die Begriffe „Ökumene“ und „Mission“ werden auf innerdeutsche Verhältnisse verkürzt. Auch die sogenannte „Auslandsarbeit“ der Kirche bleibt EKD-zentriert.

Wie sehr die EKD in unökumenischen, rassistischen und tradierten Strukturen verharret, wird besonders an ihrer sog. „Auslandsarbeit“, d.h. an ihrem „Dienst an evangelischen Christen deutscher Sprache oder Herkunft im Ausland“, sichtbar. Dieser gewichtige Bestandteil der gesamten EKD-Aktivitäten ist bis heute in kolonialen Strukturen gefangen und hat eine lange Tradition. Die erste Vorgängerorganisati-

on der EKD, der Deutsche Evangelische Kirchenausschuss (DEKA), wurde 1903 gegründet, vor allem als zentrale Stelle zur Betreuung deutscher Auswanderer und Siedler in den deutschen Kolonien. Damit begab er sich und seine Auslandspartner in ein verhängnisvolles Bündnis mit der deutschen Kolonialmacht und ihren Bestrebungen für ein „Größeres Deutschland“. Die Strukturen für diese Arbeit sind im sog. „Diasporagesetz“ von 1924 festgelegt worden. In ihr wurden als Ziele „Erhalt der deutschen Sprache und der kulturellen Bedeutung des Deutschtums“ herausgestellt. Hermann Kasper, langjähriger Präsident des damals entstandenen Deutsch-Evangelischen Kirchenbundes, der das Diasporagesetz verabschiedete, brachte seine Haltung zur Rassenfrage schon 1913 unmissverständlich zum Ausdruck: „Die weisse Rasse ist die Herrschende, die schwarze und gelbe die Dienende. Und diese durch die natürlichen Verhältnisse begründete Verschiedenheit ist durch die Niederwerfung des Aufstandes von 1904 – 08 noch schärfer als vorher ausgeprägt worden.“ Die Auslandsarbeit der Deutschen Evangelischen Kirche (DEKA) übernahm während der Nazi Herrschaft 1933 – 45 weitgehend die im Diasporagesetz festgelegten Strukturen. Obwohl diese Auslandsarbeit durch die Beteiligung an der Nazi Herrschaft kompromittiert war, griff die EKD nach ihrer Neugründung 1948 auf diese Strukturen der DEKA zurück. Sie baute sie rasant aus und machte sie zu einem gewichtigen Faktor in der Gesamtarbeit der EKD. Das Übergewicht der Auslandsarbeit wird auch am bis heute gültigen Ökumene Gesetz der EKD von 1996 deutlich: Nur die Paragraphen 2 bis 4 behandeln weltweite Beziehungen, die Paragraphen 5 bis 20 regeln ausschließlich den „Dienst an evangelischen Christen deutscher Sprache und Herkunft“.

Das bedeutet: die Auslandsarbeit der EKD findet nicht in ökumenischer Zusammenarbeit und Gemeinschaft mit den örtlichen oder regionalen Kirchen (in Afrika, Asien, Lateinamerika und Orient) bzw. im Kontext weltweiter Ökumene statt sondern wird überwiegend bestimmt von den bilateralen Interessen der EKD.

Wir sehen darin eine stark verkrustete und rückständige Form des strukturellen Rassismus. Daher appellieren wir an die EKD und fordern:

die sogenannte „Auslandsarbeit“ in ihrer jetzigen Gestalt aufzulösen,

den „Dienst an evangelischen Christen deutscher Sprache oder Herkunft im Ausland“ in einen ökumenischen Kontext in Gemeinschaft mit der jeweils örtlichen oder regionalen beziehungsweise der weltweiten Ökumene zu überführen,

die strukturelle und praktische Geringschätzung des ÖRK zu beenden und stattdessen ernsthaft und engagiert der Verpflichtung nachzukommen, die sich aus der Mitarbeit in der ökumenischen Gemeinschaft und der Mitgliedschaft im ÖRK ergibt.

Gez. **Frauke Heiermann** (Oberhausen), verantwortlich für Solidarische Kirche im Rheinland (SoKi), **Dr. Markus Braun** (Köln), verantwortlich für Mainzer Arbeitskreis Südliches Afrika (MAKSA)

Ökumene mit Kapitalismus-Kritik macht Hoffnung

Lutherischer Weltbund, 10. Vollversammlung, Winnipeg/Kanada, Juli 2003

Auszug aus der von der Vollversammlung angenommenen Botschaft:

„(59) In unseren vielfältigen Lebenssituationen sind wir alle mit denselben negativen Konsequenzen neoliberaler Wirtschaftspolitik (dem sog. „Washington Consensus“) konfrontiert, die zu wachsender Not, vermehrtem Leid und größerem Unrecht in unseren Gemeinschaften führen. Als Communio müssen wir der falschen Ideologie der neoliberalen wirtschaftlichen Globalisierung so begegnen, dass wir dieser Realität und ihren Auswirkungen Widerstand entgegensetzen, sie grundlegend umwandeln und verändern. Diese falsche Ideologie gründet auf der Annahme, dass der auf Privateigentum, ungezügelter Wettbewerb und der unabänderlichen Geltung von Verträgen aufgebaute Markt das absolute Gesetz ist, das das menschliche Leben, die Gesellschaft und die Umwelt beherrscht. Hier handelt es sich um Götzendienst. Er führt dazu, dass die, die kein Eigentum besitzen, systematisch ausgeschlossen werden, die kulturelle Vielfalt zerstört wird, instabile Demokratien demontiert werden und die Erde verwüstet wird.“

Reformierter Weltbund, 24. Generalversammlung, Accra/Ghana, August 2004:

Auszug aus der von der Generalversammlung eingegangenen Glaubensverpflichtung („Bekenntnis von Accra“):

„8. Die Politik ungehinderten Wachstums unter den Industrieländern und das Streben nach Gewinn multinationaler Unternehmen haben die Erde ausgeplündert und die Umwelt schwer geschädigt. ...

9. Diese Krise steht in direktem Verhältnis zur Entwicklung der neoliberalen wirtschaftlichen Globalisierung, die auf folgenden Überzeugungen beruht:

- ungehinderter Wettbewerb, schrankenloser Konsum, ungebremstes Wirtschaftswachstum und Anhäufung von Reichtum ist das Beste für die ganze Welt;
- Privatbesitz beinhaltet keine soziale Verpflichtung;
- Finanzspekulation, Liberalisierung und Deregulierung des Marktes, Privatisierung öffentlicher Versorgungsbetriebe und nationaler Ressourcen, ungehinderter Zugang für ausländische Investitionen und Importe, niedrigere Steuern und ungehinderter Kapitalverkehr schaffen Wohlstand für alle;
- Soziale Verpflichtungen, der Schutz von Armen und Schwachen, Gewerkschaftsleben und zwischenmenschliche Beziehungen sind dem Wirtschaftswachstum und der Kapitalakkumulation untergeordnet.

10. Diese Ideologie, die von sich behauptet, es gäbe zu ihr keine Alternative, verlangt den Armen und der Schöpfung unendliche Opfer ab und verspricht fälschlicherweise, die Welt durch die Schaffung von Reichtum und Wohlstand retten zu können. Sie tritt mit dem Anspruch auf, alle Lebenssphären beherrschen zu wollen und verlangt absolute Gefolgschaft, was einem Götzendienst gleichkommt.“

U.a. um diese prophetischen Beschlüsse mit Blick auf die 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen im September 2022 in Karlsruhe wieder stärker in den Blickpunkt der ökumenischen Bewegung zu rücken, hat sich unter dem Namen „Casa Comun 2022“ eine Initiative basisökumenischer Gruppen, Organisationen und Netze aus dem gesamten Bundesgebiet konstituiert (mehr Infos unter www.casa-comun-2022.de).

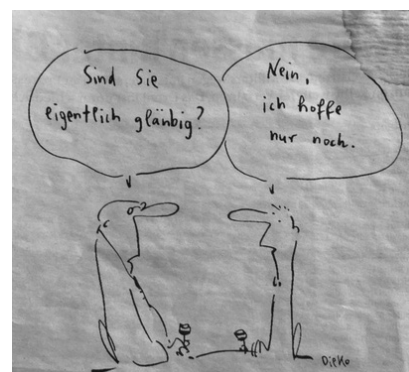
Martin Gück, Dipl.-Volksw., Geschäftsführer von Kairos Europa und Koordinator der Casa Comun 2022-Initiative.

Papst Franziskus Enzyklika Evangelii Gaudium, 2013

„Ebenso wie das Gebot ‚du sollst nicht töten‘ eine deutliche Grenze setzt, um den Wert des menschlichen Lebens zu sichern, müssen wir heute ein ‚Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung und der Disparität der Einkommen‘ sagen. Diese Wirtschaft tötet. ... Heute spielt sich alles nach den Kriterien der Konkurrenzfähigkeit und nach dem Gesetz des Stärkeren ab, wo der Mächtigere den Schwächeren zunichte macht. ... Es geht nicht mehr einfach um das Phänomen der Ausbeutung und der Unterdrückung, sondern um etwas Neues: Mit der Ausschließung ist die Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der man lebt, an der Wurzel getroffen, ... man steht draußen. Die Ausgeschlossenen sind nicht ‚Ausgebeutete‘, sondern Müll, ‚Abfall‘.“

„Diese Wirtschaft tötet.“ Mit diesem Kernsatz von Papst Franziskus erhält die Kapitalismuskritik unerwartete Unterstützung ‚von oben‘. Leider macht ein besserer Papst ‚oben‘ noch keine bessere Kirche ‚unten‘. Da wird die päpstliche Kritik kaum rezipiert. Uns ist es wichtig, den Anstoß von Franziskus kritisch weiterzuführen. Es geht nicht einfach um eine kapitalistische Wirtschaft, sondern um eine kapitalistische Gesellschaft, die sich dem Fetisch der Vermehrung des Kapitals um seiner selbst willen unterworfen hat. Im Blick darauf wäre wiederum an die Unterscheidung zwischen Gott und Götzen anzuknüpfen, die Franziskus theologisch stark macht.

Heribert Böttcher, Dipl. Theol, Vorsitzender des Ökumenischen Netzes Rhein-Mosel-Saar.



Ulrich Grober

Bangemachen? Gilt nicht! – eine kleine philologische Spurensuche

*„Bangemachen gilt nicht
auf der Suche
nach der Roten Ruhr-Armee“
(Romantitel von Jürgen Link)*

Im März 2020, kurz nach Verhängung des ersten, harten Corona-Lockdowns startete der TV-Sender 3sat im Rahmen seines werktäglichen Magazins „kulturzeit“ eine Reihe mit dem Titel „Kultur trotz(t) Corona“. Erklärtes Ziel: „Wir bieten Künstler*innen, die derzeit keine haben, eine Bühne und Zuschauer*innen immer Kultur frei Haus.“. Kurz vor Ostern lief in dieser Reihe eine dreiteilige Folge unter dem Titel „Krisen-Vitamine: Kalendersprüche als Inspirationsquelle“. Den Auftakt macht eine Animation von Cornelius Janzen und Florian Zeitler über Adornos Satz „Bange machen gilt nicht“. Den Sprechertext aus dem Off illustrieren bewegte Cartoon-Bilder: Der Philosoph, umrahmt von Palmen, im kalifornischen Exil. Los Angeles, „Stadt der Engel“ und zugleich „Hölle auf Erden“. Mit seiner Frau Gretel im Straßenkreuzer unterwegs, vorbei an einem Haufen verschrotteter TV-Geräte. Mit einer „make America great again“ Baseball-Kappe, am Piano klimpernd. Untermalt von Easy-Listening-Fahrrad-Musik, die Adorno besonders verhasst war, verweist die sonore Erzähler-Stimme auf Adornos Kritik an Lifestyle und Kulturindustrie amerikanischer Prägung. Das Cover der zwischen 1944 und 1947 verfassten Aphorismensammlung „Minima Moralia“ rückt ins Bild: Eine Ermutigung zum Denken jenseits der Norm. In großen Lettern erscheint die Sentenz „Bange machen gilt nicht“, dann ein letztes Zitat: „Was wäre Glück, das sich nicht Maße an der unmessbaren Trauer dessen, was ist.“. Schluss des Clips bei 2:15.

*

Im „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“, dem dreibändigen Standardwerk des Erzählforschers Lutz Röhrich, taucht Adornos Leitspruch von 1944 unter dem Stichwort „bange“ auf. Und zwar mit einem Ausrufezeichen versehen: „Bange machen gilt nicht!“, heißt es dort, „ist mundartlich und literarisch seit dem frühen 19. Jahrhundert belegt“. Tatsächlich ist der Spruch in verschiedenen Dialekt-Wörterbüchern aus dem 19. Jahrhunderts zu finden.

Ein schönes Beispiel ist das 1882 erschienene „Wörterbuch der westfälischen Mundart“. Der Herausgeber Friedrich Woeste hatte, noch von Jacob Grimm persönlich angeregt, in den 1840er Jahren von Iserlohn aus begonnen, eine umfangreiche Sammlung plattdeutscher Dialektwörter aus der Region zwischen Ruhr und Emscher, Sauerland und Münsterland anzulegen. Als Beleg für den Eintrag „bange“ präsentiert das Wörterbuch den Satz: „Bange mâken geld nitt.“ Offensichtlich war er im mündlichen Sprachgebrauch weit verbreitet. Vielleicht damals schon als „Krisen-Vitamin“? Jedenfalls war das 19. Jahrhundert in dieser Region eine Zeit radikaler Umbrüche. Auf die Missernten und Hungersnöte, die große Auswanderungswelle und die Cholera-Epidemie der 1830er Jahre, auf die Barrikadenkämpfe und die – besonders in Iserlohn

– blutige Repression der Revolution von 1848 folgten – immer wieder unterbrochene – Boomzeiten. Das rapide Wachstum von Steinkohlenbergbau und Metallindustrie sowie der massive Zuzug von Arbeitsmigranten verwandelten die Region binnen kurzer Zeit in eine Industrielandschaft und einen Ballungsraum. Gut möglich, dass „Bange mâken geld nitt“ schon damals auf die Angst der einfachen Leute vor der Verelendung antwortete. Der Angst, wählen zu müssen zwischen lebenslänglicher plackerei auf dem heimischen kotten oder knochenharter maloch (ein Lehnwort aus dem Jiddischen) im kolberg, in den pütts an Ruhr und Emscher, wo man gut verdiente, aber riskierte, in schlagenden Wettern (den Gasexplosionen unter Tage) umzukommen oder jämmerlich an der Staublunge zugrunde zu gehen.

Fast zeitgleich, 1878, erschien die erste Auflage eines Buches, das sich einem anderen Spross des Niederdeutschen widmete: „Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten“. In seinem Vorwort zitiert der Verfasser Hans Meyer, Direktor am traditionsreichen Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster, zustimmend Goethes Urteil: In Berlin lebe „ein so verwegener Menschenschlag“ beisammen, dass man „Haare auf den Zähnen“ haben müsse, um sich „über Wasser zu halten“. Typisch berlinerisch, schreibt Meyer, seien die Neigung zu Kritik und Skepsis, ein gesundes Selbstvertrauen, Prägnanz und „Schnoddrigkeit“, definiert als Mix aus Respektlosigkeit und Schlagfertigkeit. Auch Meyers Glossarium präsentiert das Wort Bange als Synonym für „Furcht“. Die Beispiele für dessen Verwendung sind: „Hab man keene Bange“ und „bange machen jilt nich“. Begrifflicher Gegenpol zu Bange ist Kurage, entlehnt aus dem Französischen der hugenottischen Flüchtlinge, die schon im 17. Jahrhundert nach Preußen eingewandert waren.

*

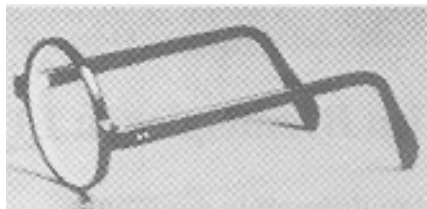
„Bangemachen“ – Wort und die Sache haben tiefe Wurzeln im kulturellen Erbe. So gut wie alle Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm handeln davon. Erschienen ist die Sammlung in immer neuen Auflagen zwischen 1812 und 1856. Ihre Zeit aber ist die Traumzeit, ihr Zauberwald die Wildnis des Unbewussten. Dort überwinden die kindlichen Heldinnen und Helden ihre Ängste, kämpfen mit Wölfen, Hexen und Unholden und gehen siegreich und gereift daraus hervor. „Märchen sind Entwürfe von Glück“, schrieb der aus Wien gebürtige, 1939 in die USA emigrierte Psychoanalytiker Bruno Bettelheim. „Niemand, so wollen sie uns glauben machen, ist jemals in einer so ausweglosen Lage, dass er sie nicht meistern kann. Keine Hexe, kein Zauberer erweist sich am Ende als so mächtig, dass sie nicht zu Fall zu bringen wären.“

„Bange machen“ ist wohl eine Prägung Luthers. „...und macht jm angst und bange“ heißt es in Luthers Übersetzung des Buches Jesus Sirach, Kapitel 4, Vers 19. Die volle Wucht des Wortes entfaltet Paul Gerhards Passionslied „Oh Haupt

voll Blut und Wunden“. Gedruckt zum ersten Mal 1656, kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg, einer Epoche von allgegenwärtiger Gewalt, Hungersnöten, Pest-Pandemie und extremen Wetterereignissen. Der wortgewaltige lutherische Prediger an der Berliner Nikolaikirche hat eine kühne Steigerungsform von „bange“ in seinen Text einfließen lassen „Wann mir am allerbängsten /Wird um das Herze sein, /So reiß mich aus den Ängsten /Kraft deiner Angst und Pein.“ Diese Strophe verwendete Johann Sebastian Bach 70 Jahre später in seiner Matthäus-Passion, wo nach dem Bericht vom Tod Jesu am Kreuz der Chor einsetzt.

*

Wie aber avancierte „Bange machen gilt nicht“ zum Wahlspruch Adornos und der Frankfurter Schule? Vermutlich kam der Anstoß von Walter Benjamin. In den Krisenjahren der Weimarer Republik, zwischen 1929 und 1932, hatte Benjamin in der Kinderstunde des Berliner Rundfunks eine Serie von circa 30, jeweils etwa fünfzehnminütigen Auftritten. Gleich in der



ersten Folge spricht er über den Berliner Dialekt, die, wie er sagt, „Berliner Schnauze“. Aus der Erfahrung seiner eigenen Kindheit um 1900, aus Erlebnissen

als urbaner Flaneur ist er eng vertraut mit dieser Mundart. Seine Dialektkunde für Kinder garniert Benjamin mit Beispielen aus Hans Meyers Buch über den „Richtigen Berliner“. Auch Benjamin rühmt die Prägnanz dieser Sprache. Sie komme „aus der Arbeit“ und entstehe „auf dem Omnibus und im Leihhaus, im Sportpalast und in der Fabrik“. Sein Fazit für sein junges Publikum: „Das Berlinische ist heute einer der schönsten und genauesten Ausdrücke von diesem rasenden Lebenstempo.“ Einige Monate später, 1931, kommt Benjamin in der Radio-Kinderstunde auf das Thema Dialekt zurück. Inzwischen war die Erwerbslosigkeit in den Arbeitervierteln der Stadt dramatisch angestiegen, die Nazis waren auf dem Vormarsch. Am Mikrophon erzählt Benjamin von Streifzügen über die Wochenmärkte und durch die Markthallen Berlins und von der derben Sprache der Marktfrauen, Obstfrauen, Fischhändler, Sandlieferanten, Schundroman-Kolporteure und sonstigen fliegenden Händler. „Der Berliner Straßenhandel“, sagt er, „ist die hohe Schule der Berliner Schnauze“. Als „das große Berliner Schlagwort“, als den „Wahlspruch“ für den „Typus“ des Markthändlers zitiert Benjamin in der Sendung: „Bange machen gilt nicht.“

Acht Jahre später, 1938, lebte Benjamin, inzwischen 48 Jahre alt, unter schwierigsten Bedingungen als Emigrant in Paris. Zu Beginn des Jahres hatte er ein paar glückliche Tage mit dem Ehepaar Adorno in San Remo verbracht. Dessen Abreise ins amerikanische Exil stand unmittelbar bevor. Entsprechend intensiv waren die Gespräche. Sie kreisten um Adornos Ideen für eine Theorie des Radios und der Massenmedien, um Benjamins eigenes Baudelaire-Projekt und in dem Zusammenhang um Gedanken, die er wenig später zu seinen Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ ausarbeiten sollte. Zurück in Paris, erhielt Benjamin zwei längere Manuskripte Adornos. In dem einen ging es um Richard Wagner, in dem anderen

um die Theorie des Radios. Für dieses „Rundfunkexposé“ bedankte sich Benjamin in einem Brief an den „lieben Teddie“ vom 11. Februar 1938 mit den Worten: „Es gehört... zu dem Erhellendsten, was ich von Ihnen kenne. Dazu kommt, daß eine wahrhaft erheiternde Unterstimme darin zur Geltung kommt: ein wie leise doch obstinat mitgesummtes ‚bange machen gilt nicht‘“. Den Brief nahm Adorno mit in die USA. Blieb der Leitspruch auch für Benjamin in seiner zunehmend verzweifelten Lage ein „leiser“, aber beharrlicher Unterton? Auch noch in seiner letzten Arbeit, den „geschichtsphilosophischen Thesen“? Immerhin zieht er dort Linien von den „feinen und spirituellen“ Dingen im Kampf der revolutionären Klasse, die dort „als Zuversicht, als Mut, als Humor, als List, als Unentwegtheit“ lebendig seien, bis hin zu der jüdischen Glaubensgewissheit, dass jede Sekunde die „kleine Pforte“ sei, „durch die der Messias treten könnte“. Eine Kopie der Thesen erhielt Adorno von Hannah Arendt im Sommer 1941, einige Monate nach Benjamins Tod in den Pyrenäen auf der Flucht vor den Nazis. Es diente als Quelle der Inspiration, als er 1944 mit der Arbeit an seinem Opus magnum „Minima Moralia“ begann und einer dieser „Reflexionen aus dem beschädigten Leben“ den Titel „Bange machen gilt nicht“ gab.

*

Und jetzt? Hat dieser Spruch noch – oder wieder - das Zeug zu einem „Krisen-Vitamin“, zu einem, um einen Termin aus der Consulting-Branche und Werbeindustrie zu verwenden, „motivational saying“? Könnte er als Kompass in der „Risikogesellschaft“ (Ulrich Beck, 1986) dienen? In der Konfrontation mit den verschiedenen Erscheinungen des „Kollaps“ (Club of Rome, 1972)? „Bangemachen gilt nicht“ ist keine Aufforderung, die Gefahren zu leugnen oder sie auszublenden. Diese Redensart macht sich nicht lustig über unsere Ängste, schon gar nicht über ängstliche Menschen. Vielmehr dient sie der Selbstermächtigung. Sie erklärt nämlich die Strategie des Angsteinjagens für „ungültig“, setzt sie außer Kraft, nimmt ihr die Macht. In Zeiten der rasanten Digitalisierung scheint das hochaktuell. Die neuen Technologien der Massenkommunikation haben dem Geschäft mit der Angst einen unheimlichen Schub verschafft. Treibstoff von Internet und sozialen Medien ist die Konsumwerbung. Diese basiert auf einem mehr oder weniger subtilen Spiel mit Ängsten und Begehren. Letztlich schürt sie eine Urangst, nämlich die Angst, nicht geliebt zu werden. Die netzaffinen Mechanismen der Aufmerksamkeitserregung wirken besonders effizient auch bei der massenhaften Verbreitung rechtsextremer Narrative. Deren Stoßrichtung besteht vor allem darin, in Krisenzeiten den Zielgruppen das Gefühl zu vermitteln, Opfer zu sein. Sie schüren latente Ängste, Schmerzen und Kränkungen, verwandeln sie in Wut und lenken die Aggressionsbereitschaft auf Sündenböcke ab. „Bangemachen gilt nicht!“ ist Einspruch gegen das Spiel mit der Angst als Instrument von Herrschaft. Sie ruft auf, die realen Ursachen der jeweiligen Ängste zu erkunden, zu verstehen und ihnen die Stirn zu bieten: unerschrocken, verwegen, militant.

Ulrich Grober ist Schriftsteller, Wanderer und kulturgeschichtlicher Spurensucher. Er lebt am Nordrand des Ruhrgebiets, in Marl, in einer Seweso 3 Zone. Autor u.a. von „Der leise Atem der Zukunft. Vom Aufstieg nachhaltiger Werte in Zeiten der Krise“ (oekom Verlag 2016). Der in diesem AMOS veröffentlichte Text erschien kürzlich in Heft 80 der Halbjahreszeitschrift „kultuRRevolution“ (Hrsg. Jürgen Link und Rolf Parr in Zusammenarbeit mit der diskurswerkstatt bochum).

Johanna Fleischhauer

Auf Hoffnungssuche in Äthiopien

zwurf

Vor drei Jahren, als Abiy Achmed Ali ins Amt des Premierministers gewählt wurde, war es leicht, mit Hoffnung auf Äthiopien zu blicken: Millionen Menschen in Äthiopien, die internationale Presse, das Nobelpreiskomitee – alle waren sich einig, dass der neue, junge Premierminister Land und Region zum Besseren verändern würde. Aufgewachsen in einer christlich-muslimischen Familie, mit Studien in Ökonomie und transformativer Regierungsführung, Erfahrungen in der Armee, bei UN-Friedenseinsätzen, im äthiopischen Geheimdienst und einer Promotion in peace- and security studies war er gut vorbereitet auf diese Aufgabe. Tatsächlich vermittelte er erfolgreich zwischen Djibouti und Eritrea, Somalia und Eritrea, erkannte endlich das Friedensabkommen mit Eritrea von 2001 an und ebnete so der Versöhnung beider Staaten den Weg. Mit Hilfe seiner Mediation in Khartoum/Sudan entstand dort trotz des mächtigen Militärs eine zivil geführte Regierung; auch in Südsudan vermittelte er ein Abkommen zwischen den Kriegsparteien.

In Äthiopien selbst ließ er tausende politische Gefangene frei, von denen etliche heute in wichtigen Positionen tätig sind, und lud geflohene Dissidenten ein, zurückzukommen. Mit Militäreinsatz ließ er den gefürchteten Gouverneur der Region Somali verhaften, der versucht hatte, einen Bürgerkrieg zu provozieren. In der Vielvölkerregion Southern States ermöglichte er ein Referendum, mit dem die Volksgruppe der Sidama auf friedliche Weise einen eigenen Regionalstaat gründete. Dort, wo in Grenzgebieten zwischen den Regionen Konflikte blutig aufbrachen, war Abiy vor Ort, regte die Einrichtung von Ältestenräten und andere friedensfördernde Maßnahmen an.

Warum ist aber der Konflikt in der Region Tigray eskaliert? Bekanntlich hat die TPLF (Tigrayan People's Liberation Front) seit 1991 Äthiopien regiert, flankiert von eher machtlosen Vertretern anderer Regionen. Präsident Meles Zenawi nutzte geschickt ethnische Identitätspolitik, um Regionalstaaten gegeneinander auszuspielen, Grenzen zu ändern und Ressourcen im Sinn einer kleinen Machelite zu verteilen. Jeder Widerspruch wurde repressiv erstickt. Nach dem Tod von Meles 2012 eskalierten Probleme und Massenproteste, so dass die Großmächte USA, EU und Großbritannien um die Stabilität ihres wichtigsten Verbündeten am Horn von Afrika fürchteten, der über sie großzügige militärische und humanitäre Hilfe erhielt und dafür u.a. Truppen in heikle Regionen wie Somalia entsandte.

Schon 2012 sah die Brüsseler Denkfabrik International Crisis Group voraus, dass die TPLF, sollte sie von der Macht vertrieben werden, ihr Militär nach Tigray verlegen und die Sezession anstreben könnte. Genau das passierte. Als Abiy zur Überwindung ethnischer Spaltungen 2019 eine gesamt-äthiopische Partei, die Prosperity Party, gründete, entzog sich die TPLF und mobilisierte in Tigray und der großen US-Diaspora für einen eigenen Staat. Zahlreiche Vermittlungsversuche scheiterten. Die TPLF demonstrierte militärische Stärke.

Nach wegen Corona verschobenen Wahlen bezeichnete sie Tigray als „de-facto-state“, die Regierung in Addis Abeba aber als illegal, und hielt eigene Wahlen ab. Als am 4.11.2020 ihre Militärs Basen der äthiopischen Armee ENDF (Ethiopian National Defence Forces) überfielen, entschloss sich die Regierung Abiy zum militärischen Eingreifen, definiert als „Domestic Law Enforcement Operation“ und im Parlament unterstützt von allen anderen Regionalstaaten. Ziel war die Entmachtung der TPLF, gefolgt von einer Interimsregierung aus oppositionellen Tigrayern bis zu den nächsten Wahlen.

Nach der Bombardierung mehrerer Städte und heftigen Bodenkämpfen zogen die ENDF in der tigrayischen Hauptstadt Mekele ein. Zahlreiche Mitglieder der TPLF-Führung wurden verhaftet oder getötet. An den Kämpfen beteiligt waren Spezialkräfte aus der Region Amhara und eritreische Soldaten, deren Anwesenheit zuerst verschwiegen wurde.

Am 29.11.20 verkündete Abiy das Kriegsende und Aufbauhilfen für Tigray. So war es gedacht. Aber Reste der TPLF mobilisierten erneut die Menschen, auch ermutigt durch ein CNN-Interview am 1.3.21 mit ihrem Anführer Debretsion im Südsudan. Gruppen formierten sich zur TDF (Tigrayan Defence Forces). Bewaffnete Auseinandersetzungen nahmen wieder zu, bis Abiy am 28.6.21, nach Gesprächen mit der tigrayischen Zivilgesellschaft und UN-Generalsekretär Guterres, alle Truppen und die Interimsregierung aus Mekele zurückzog und mit sofortiger Wirkung einen „humanitären Waffenstillstand“ verkündete. Man wolle nicht gegen schlecht gerüstete Zivilisten kämpfen und den Bauern in Tigray das Bepflanzen der Äcker ermöglichen. Die TPLF sah das als militärische Niederlage und rückte in mehrere Städte ein, dann auch in die Region Afar, Richtung Hafen Djibouti. Abiy erklärte am 14.7. den Waffenstillstand für gescheitert und kündigte an, Truppen aus fünf weiteren Regionalstaaten würden den Kampf gegen die TDF verstärken.

Zivilisten leiden auch in diesem Krieg unter Vertreibung, Massakern, sexueller Gewalt. Die Verantwortung für Gewalttaten lasten westliche Politiker*innen und Medien allerdings allein der äthiopischen Regierung an, emotional werden der „Horror“ in Tigray und sogar „genozidale Akte“ beschworen. Wird eine Situation so katastrophal dargestellt, liegt der Gedanke nahe, dass man von außen eingreifen muss. USA, EU und auch Deutschland haben Hilfgelder für Äthiopien ausgesetzt, US-Außenminister Blinken warb auf dem letzten G-20-Treffen für „robust action“, um den Konflikt zu beenden. Gut, dass drei Menschenrechtskommissionen die Lage untersuchen. Hoffentlich werden sie der Wahrheit und Gerechtigkeit für Betroffene dienen und nicht im „Krieg der Worte“ instrumentalisiert.

Stärker als bei jedem anderen Krisengebiet Äthopiens und der Region steht auch die humanitäre Versorgung im Medienfokus. Doch 40 sudanesischen Stellen und internationale NGOs sind in den Flüchtlingslagern präsent; ihre Arbeit ist

„well funded“, wie der Nachrichtendienst The New Humanitarian schreibt. 50 Hilfsorganisationen, darunter fünf äthiopische, arbeiteten für Tigray. Anders als US- und EU-Diplomaten lobte der kenianische UN-Botschafter die äthiopische Regierung für die „bedeutende“ Versorgung der tigrayischen Bevölkerung. Es ist aber zu befürchten, dass sich die Lage im fortgesetzten Krieg verschlimmert.

Warum wird die Regierung Abiy derzeit von USA, Großbritannien und EU so missachtet, abgewertet und bekämpft? Bei verschiedenen Gelegenheiten, z.B. beim Befüllen des Nil-Staudamms und im Konflikt mit der TPLF, hat die Regierung Abiy sich nicht nach US-Wünschen gerichtet, sondern inneräthiopisch und mit regionalen Regierungen beraten und nach afrikanischen Verbündeten gesucht. Das kam nicht gut an. Wie die private Zeitung „The Reporter“ in Addis Abeba es sieht, wünschen sich die USA ein „schwaches“ und „unterwürfiges“ Äthiopien, das ihre strategischen Visionen in der geopolitisch so wichtigen Region nicht behindert, sondern ihnen nützt.

Äthiopien ist gegenwärtig in einer gefährlichen Lage.

Im Land selbst aber ist die Unterstützung für Abiys Politik groß, wie sich bei den am 21.6.21 nachgeholten Wahlen zeigte. Sie wurden von der Afrikanischen Union beobachtet und als ordnungsgemäß anerkannt. Die Prosperity Party Abiys gewann in der Volksversammlung 310 der 537 Sitze, also eine

deutliche Mehrheit (in zwei Staaten wird erst im September gewählt, in Tigray war keine Wahl möglich).

„Wir sind ein armes Land“, sagte der äthiopische Botschafter im UN-Sicherheitsrat, „aber wir haben Werte, die wir ehren, und wir haben Hoffnungen.“

Die Regierung wehrt sich durch Gegeninformationen und teils harsche, teils flexible Diplomatie gegen den internationalen Druck. Sie will weiterhin die TPLF militärisch entmachten, um Tigray zu integrieren, und eine landesweite Diskussion über Konfliktursachen und Wege zur Versöhnung führen. Sie fordert die Jugend auf, für die Einheit des Landes und gegen alle zu streiten, die die Bevölkerung spalten wollen. Sie wirbt um ausländische Investitionen und treibt das wichtigste Projekt zur Energiegewinnung, den Grand Ethiopian Renaissance Dam am Blauen Nil voran, flankiert von Verhandlungen mit dem Nachbarn Sudan, mit dem die Regelung des Wasserstandes vorläufig abgestimmt werden konnte.

Welche Chance haben diese Pläne im Geflecht innerer, regionaler und internationaler Einflüsse? Das ist von hier aus, ohne Kenntnis äthiopischer Sprachen, in denen ein Großteil der Kommunikation online und offline verläuft, schwer zu sagen. Aber sie zeigen konstruktive Möglichkeiten auf und machen daher trotz großer Risiken vielen Menschen Hoffnung.

Anmerkung: Text vom 5.8.2021; Quellen können bei AMOS erfragt werden.

Johanna Fleischhauer ist Politikwissenschaftlerin und schreibt zu afrikanischen Themen.

Leserbrief zu AMOS 2|2021:

Volkskunst? Heimatkunst? Kitsch?

Was Kunst kann und darf war immer schon ein Diskussionsgrund und durchaus von vielen Künstlern beabsichtigt, da man sich doch tiefer mit ihren Werken auseinandersetzt oder sich ganz einfach nur freut oder seiner Fantasie freien Lauf lässt. Es war immer schon die Oberschicht, die Kunst aufteilte in akademisch und nichtakademisch, also quasi die der Autodidakten mit der sogenannten naiven Kunst. natürlich gibt es da große Unterschiede aber letztendlich ging es darum, die Preise in die Höhe zu treiben. Doch die meisten von ihnen wären froh, ein Bild der Autodidakten Henri Rousseau oder Vincent van Gogh zu besitzen. Picasso und Braque hoben 1908 den Zollbeamten und Autodidakten Rousseau auf die gleiche Stufe ihrer Kunst. Thomas Grochowiak betonte 1963 bei der Ausstellungseröffnung „Laienkunst im Ruhrgebiet“: „Es ist das Geschenk einer eigenen Sprache, einer einmaligen Handschrift, es ist die persönliche Handschrift... wie sie Rembrandt, van Gogh, Cezanne, Rousseau und wenige andere Geniale gefunden haben.“

Ich finde die Holzfiguren gut, man kann sie durchaus als Volkskunst oder Heimatkunst bezeichnen. So zum Beispiel auch aus unserer Heimat: die Betonskulpturen vom Ruhrgebietskünstler Erich Bödeker, national anerkannt schaffte er es sogar in das Folkwangmuseum Essen.

Als Kitsch kann man sicherlich die winkenden Plastikkatzen aus China oder Gartenzwerge bezeichnen. Kunst in Schubladen zu packen und abzuwerten mit Begriffen wie Kitsch, Blockwart, heimattümelnd, und rückwärtsgewandt, impliziert, dass es sich dabei um wertloses Zeug handelt. Es führt zu einer Unfreiheit der Kunst und somit der Menschen, alles andere wäre respektlos und bringt es nahe in den Bereich der Kunstdefinition der Nazidiktatur.

„... und was fabrizieren sie? Missgestaltete Krüppel und Kretins,

Frauen, die nur abscheuerregend wirken können, Männer, die Tieren näher sind als Menschen, Kinder, die, wenn sie so leben würden, geradezu als Fluch Gottes empfunden werden müssten! Und das wagen diese grausamen Dilettanten unserer heutigen Mitwelt als Kunst unserer Zeit vorzustellen.“ – Adolf Hitler zur Eröffnung der Ausstellung „Entartete Kunst“.

„Die Freiheit der Kunst ist der Garant der Freiheit des Menschen“, sagte einst Prof. Ernst Fuchs.

Deshalb haben auch die Väter des Grundgesetzes in Artikel 5 festgehalten: Der Schutz der Kunstfreiheit ist umfassend gewährleistet.

Was gab es einst für einen Aufschrei als die Gebrüder van der Grinten die Teebeutel von Joseph Beuys zum Kunstwerk erklärten – Kunst darf das. Sie kann einfach sein wie das Quadrat von Josef Albers, sie kann nur Blau sein wie das Bild von Yves Klein, sie darf provokativ sein und durchaus Nachdenklichkeit erzeugen wie die rostige Eisenramme von Serra. Ist es nicht schön, dass es so viele Kunstrichtungen gibt.

Wenn man nun die drei Holzskulpturen von Georg Maurus auf dem Haardgrenzweg betrachtet, könnte man durchaus zu einem anderen Schluss kommen als die Artikelschreiberin: dass es sich hier auch um Flüchtlinge mit ihren letzten Habseligkeiten handeln könnte oder um Wanderer auf dem Weg zum Bahnhof, andere Interpretationen sind möglich. Ja dann, Marl ist bekannt für seine modernen Skulpturen im öffentlichen Raum, schauen Sie da mal etwas genauer hin, inwieweit sich die Frau mit großem Busen von Kunstwerken eines Georg Baselitz, Otto Pankok oder auch der in Marl vorhandenen Skulptur von Ernst Barlach unterscheiden oder auch von den Arbeiten des Bildhauers Josef Lang, mit der Kettensäge erstellt: <https://www.augsburger-allgemeine.de/augsburg-land/Oberschoenenfeld-Museum-Oberschoenenfeld-zeigt-Holzskulpturen-im-Dialog-id59319201.html>

Glückauf
Rudi Turinsky

Rolf Euler / Peter Strege

Menschenort 49

Willi Hoffmeister mit 88 Jahren in Dortmund

Unsere Menschenorte fügen immer ein, zwei Personen und „ihren Ort“ zusammen. Was machen mit Willi Hoffmeister, dessen „Ort“ sicher nicht hauptsächlich seine Wohnung im Dortmunder Stadtteil Huckarde ist? Der sein Leben erzählt, das zwar 1933 in Lübbecke in Westfalen begann, in Dortmund seine Berufsjahre hatte, aber den Blick für die ganze Welt und ihre Probleme von Krieg und Ausbeutung umfasste.



Man könnte Willis „Menschenort“ das Betriebsratsbüro und die Betriebe der ehemaligen Westfalenhütte nennen. Den gelernten Schreiner, der aktiv in der FDJ wurde, zog es mit 18 aus dem konservativen Lübbecke weg. Schule, Familie, Ausbildung: das war auch sein „Menschenort“, und doch „weg von da“ fand er im Dortmunder Hafen erste Arbeit, trat

sofort der ÖTV bei. Denn die Kriegserlebnisse und die Haltung der Eltern sowie Gespräche mit Kollegen zeigten, was für einem System er und seine Familie „entronnen“ waren, was anders werden sollte. Im Hafen hielt es ihn nicht lange, zur Westfalenhütte kam er bei einem Subunternehmer ins Stahlwerk. 1957 von Hoesch übernommen, als Schweißer eingesetzt, dann als Vertrauensmann gewählt von rund 100 Kollegen im Platzbetrieb kam Willi nicht nur mit den täglichen Problemen seiner Kollegen zurande sondern mit der Politik des Adenauer-Staates. Die Betriebsgruppe der KPD wurde der nächste Schritt, an der Basis des Betriebes aktiv zu sein. Aber er blieb Vertrauensmann, wurde nicht der Vorarbeiter.

Als die FDJ verboten wurde, sagte er sich: „Dann bin ich auf dem richtigen Weg!“

Und während des Verbotes wurde Willi Hoffmeister 1961 einer der Initiatoren des Ostermarsches Ruhr, später des Friedensplenums in Dortmund. Die vielen Gespräche, Bündnisse, Aktionen, um das alles auf die Beine zu stellen, wären ohne Willi Hoffmeister wohl nicht möglich gewesen – ist „Friedensaktivität“ ein „Menschenort“? Aber sicher! Auch wenn Willi Hoffmeister mit seinen Reisen in alle Welt – wie viele seines Schlages – nicht nur einen Ort als „seinen“ sehen würde.

Als 1969 der „wilde Streik“ ohne Zustimmung der Gewerkschaft ausbrach, war Willi auch mit Tausenden dabei zu organisieren. 1978 zum Betriebsrat gewählt, gab ihm die SPD-Mehrheit den Sozialbereich, in dem hauptsächlich Frauen beschäftigt waren, da sollte er „kleingehalten“ werden. Er wurde aber akzeptiert und blieb bis 1987 dafür zuständig, machte viele Aktionen und kümmerte sich um alles, was anstand – vom Fußballturnier bis zu den Kantinenproblemen.

Noch drei Jahre, von 1987 bis 1990 war Willi Betriebsrat für den Hochofenbereich, dann war für ihn zwar der betriebliche Ruhestand erreicht, aber der außerbetriebliche Unruhestand ging unaufhörlich weiter – erst vor kurzem wegen Krankheit unterbrochen. Das Auf-und-Ab der Ostermärsche war sein Antrieb: Solidarität sei die Schnur, an der es längs zu gehen habe.

„Politik ohne Moral – das geht nicht!“ gab er uns noch auf den Weg. Er hat er vorgelebt

Rolf Euler, immer wieder anregende Interviews machen meinen Ruhestand so erfreulich – Willi Hoffmeisters Sorgen um Frieden und Abrüstung zu teilen ist weiter nötig.

Willi Hoffmeister ist Anfang August verstorben, wenige Zeit nachdem er uns ein Interview gegeben hat, das Grundlage unseres „Menschenortes“ wurde. Er konnte noch im Krankenhaus das Bundesverdienstkreuz entgegen nehmen. Er konnte seine Erinnerungen schreiben. Er hinterlässt eine große Zahl von Menschen, die in seinem Sinne weiter machen wollen gegen Krieg und Rüstung und Neonazis. Wir trauern mit Familie, FreundInnen und MitstreiterInnen.

Peter Strege:

Einen Held ohne Pathos

habe ich ihn genannt. Weil sein Wesen, so wie er mir in den vergangenen 50 Jahren begegnete, von Menschlichkeit und dieser Menschen- wie Weltzugewandtheit war, die solche bei sich haben, die, wie man so sagt, stets bei der „Herde“ bleiben. Immer mit und bei seinen Kollegen, seinen Genossen.

Nun dient man ihm das Bundesverdienstkreuz an und bringt ihn damit in gewisse Not. Wie kann er, dessen Leben davon bestimmt ist, dem System kritisch, was den Kapitalismus und die faschistische Vergangenheit angeht, völlig – und das zu Recht – ablehnend gegenüber zu stehen, wie kann ein solcher Humanist und Kommunist eine Ehrung dieses Staates annehmen? Ja, er kann, weil es genau dieser Staat ist, der einem, der diesem Gesellschaftssystem unangenehme Fragen öffentlich stellt, das nicht nur gestattet, sondern ihn zudem noch auszeichnet. Insofern ist diese Ehrung auch eine Verbeugung vor einem Menschen, der auf der Einhaltung des demokratischen Versprechens stets mit Nachdruck und hier mit dem Bekenntnis für eine andere Gesellschaftsordnung bestanden hat. D.h. der Staat gemahnt mit solcher Ehrung auch sich selbst.

Seinen kritischen Verstand und die von ihm ausgehende Menschenwärme hat ihre Heimat im Arbeitsleben der Menschen, nahe bei den Kollegen, sowohl in der Fabrik als auch im häuslichen Umfeld. Wobei dieses Feld so weit wie die Welt ist und jedweder Ungerechtigkeit und Ausbeutung in solidarischer Verpflichtung auch heute noch den Kampf ansagt. Dabei hat Willi nie vergessen, wie sehr Politik auf ein Reden miteinander, auf sprachliche Auseinandersetzungsmöglichkeiten angewiesen ist. Ideologische Beharrung und pathetische Aufblähungen hat er stets vermieden.

Aus dem Bericht des UN-Sonderberichterstatters über die Lage der Menschenrechte in den seit 1967 besetzten palästinensischen Gebieten

II. Aktuelle Menschenrechtslage

A. Jüngste Eskalation und Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung

„7. Über einen Zeitraum von zwei Wochen im Mai 2021 verschlechterte sich die Menschenrechtslage in den besetzten Palästinensischen Gebieten erheblich und erreichte im Gazastreifen und im gesamten Westjordanland, einschließlich Ostjerusalem, das höchste Niveau an Gewalt und zivilen Opfern seit Jahren. Die Spannungen waren vor dem Hintergrund drohender israelischer Zwangsräumungen von palästinensischen Familien aus ihren Häusern in den Ost-Jerusalem Stadtteilen Sheikh Jarrah und Silwan eskaliert. Parallel dazu hatten israelische Sicherheitskräfte in den letzten Tagen des Ramadan den Zugang palästinensischer Gläubiger zur al-Aqsa-Moschee weiter eingeschränkt und ihre Bewegungsfreiheit begrenzt, während sie innerhalb der Moschee selbst exzessive Gewalt anwandten, was die Spannungen weiter verschärfte. Am 10. Mai und im gleichen Zusammenhang eskalierte die Situation militärisch zwischen bewaffneten Gruppen aus dem Gazastreifen und Israel. Gleichzeitig breiteten sich Demonstrationen palästinensischer Bürger Israels von Ost-Jerusalem und dem Westjordanland auf verschiedene Teile Israels aus, insbesondere in gemischten Städten, was zu Gewalt vor allem durch rechtsextreme israelische Gruppen gegen Palästinenser führte.

8. Vom 10. – 20. Mai und nach dem Raketenbeschuss durch bewaffnete Gruppen startete Israel mit seiner weit überlegenen Feuerkraft intensive Luftangriffe gegen Ziele im Gazastreifen vom Land und vom Meer aus, die den Tod von 256 Palästinensern, darunter 66 Kinder und 40 Frauen, zur Folge hatten. Tausende andere wurden verletzt und über 74.000 Palästinenser wurden vertrieben. Im Westjordanland, einschließlich Ost-Jerusalem, wurden bis zum 24. Mai 28 Palästinenser, darunter fünf Kinder, getötet. 10 israelische Bürger und Einwohner wurden durch Raketenbeschuss aus dem Gazastreifen getötet und in vielen Gebieten wurden Schäden an der zivilen Infrastruktur und an Häusern gemeldet. Am 21. Mai wurde ein Waffenstillstand erreicht, jedoch bleiben die Spannungen in den besetzten Palästinensischen Gebieten und in Israel hoch.

9. Die israelischen Angriffe auf den Gazastreifen führten zu Toten und Verletzten unter der Zivilbevölkerung sowie zu großflächigen Zerstörungen und Schäden an zivilen Objekten. Dazu gehören Regierungsgebäude, Wohnhäuser und Wohnanlagen, internationale humanitäre Organisationen, medizinische Einrichtungen, Medienbüros und Straßen, die Zivilisten mit lebenswichtigen Einrichtungen wie Krankenhäusern verbinden. Wahllose und unverhältnismäßige Angriffe auf Zivilisten und zivile Objekte können Kriegsverbrechen darstellen.

10. Diese Eskalation ist die vierte ihrer Art seit 2008, und es werden noch mehr folgen, wenn die Ursachen dieser Gewalt nicht angegangen werden. Diese jüngsten Ereignisse haben überdeutlich gemacht, dass die anhaltende Diskriminierung von Palästinensern im gesamten Westjordanland und in Ostjerusalem, die Androhung von Vertreibung, Räumung, Abriss, Siedlungsausweitung und Siedlergewalt und

die 14-jährige Blockade des Gazastreifens – um nur einige zu nennen – alle zu Zyklen der Gewalt beigetragen haben und weiterhin beitragen werden.

11. Am 27. Mai verabschiedete der Menschenrechtsrat die Resolution A/HRC/S-30/L.1: ...Die Resolution beauftragt den Menschenrechtsrat, dringend eine laufende, unabhängige, internationale Untersuchungskommission einzurichten, die in den besetzten Palästinensischen Gebieten und in Israel alle angeblichen Verletzungen und Verstöße gegen das internationale Menschenrecht ... untersucht. ...

12. Menschenrechtsorganisationen haben geschätzt, dass die jüngste Eskalation erhebliche langfristige Auswirkungen auf die Infrastruktur im Gazastreifen haben wird, insbesondere auf die Wasserversorgung, die Abwasserentsorgung und die Stromversorgung, die sich bereits in einem desolaten Zustand befanden. OCHA schätzt, dass als Folge der Eskalation 400.000 Menschen keinen regelmäßigen Zugang zu sicherem Leitungswasser haben, 58 Bildungseinrichtungen wurden beschädigt, 1.165 Wohn- und Gewerbeeinheiten wurden zerstört, neun Krankenhäuser wurden teilweise beschädigt und 19 Kliniken wurden beschädigt. Das zehntägige israelische Bombardement führte zu Schäden an zahlreicher ziviler Infrastruktur, darunter 18 Abwasserpumpen und 18.734 Meter des Abwassernetzes, die bei den Angriffen beschädigt wurden. Vier zentrale Kläranlagen waren während der Angriffe nicht funktionsfähig, da das Personal nicht zu seinem Arbeitsplatz fahren konnte.

13. COVID-19-Präventionsmaßnahmen sowie Tests und Impfungen wurden durch die Eskalation stark beeinträchtigt, wobei OCHA berichtet, dass ab Juni 2021 die Tests auf symptomatische Personen beschränkt sind, die sich in Krankenhäusern melden. Darüber hinaus wurde Berichten zufolge Menschen, die außerhalb des Gazastreifens dringende medizinische Versorgung benötigen, in der Zeit zwischen dem 11. Mai und dem 3. Juni nicht erlaubt, den Gazastreifen zu verlassen, da die Grenzübergänge Erez und Kerem Shalom geschlossen wurden – weit über das Datum des Waffenstillstandsabkommens hinaus. ...“

Lesetipp

Rezension von Ulrich Duchrow auf der AMOS-Homepage:

In Deutschland wird u.a. von starken Lobbyverbänden für einen Mainstream gesorgt, der Kritik am Staat Israel und seiner systematischen Verletzung von Menschen- und Völkerrecht in die Nähe eines Terrorismusverdachts rückt – wobei international inzwischen z.B. die israelischen Siedlungen auf besetztem Land und die entsprechende Ausbeutung als Kriegsverbrechen gewertet werden. Doch viele, die ‚das Heilige Land lieben‘ und sich als ‚Friedensmenschen‘ zwischen den Fronten verstehen, ergehen sich individuell in Harmonisierungen und verschleiern faktisch die politisch-ökonomische Struktur der Gewalt und deren Historie.

Mit dieser Variante des Ignorierens von notwendiger Gesellschaftsanalyse setzt sich Ulrich Duchrow, Prof. em. für Systematische Theologie, in einer ausführlichen Rezension des Buches „Wir weigern uns, Feinde zu sein“ von Rainer Stuhlmann auseinander. Dieser war fünf Jahre lang Studienleiter im interreligiösen Dorf Nes Ammim im Norden Israels. Siehe: amos-zeitschrift.de. (uh)

AMOS – erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet

ISSN 1615 – 3278

Postvertriebsstück: Gebühr bezahlt

Herausgeber: AMOS e. V., Marl

c/o Rolf Euler, Cäcilienhöhe 32, 45657 Recklinghausen

E-Mail: amos-ev@web.de

Internet: <http://www.amos-zeitschrift.de>

— K 12123 —

Die Tage kommen und gehen



Aus dem Französischen von
Gudrun und Otto Honke
476 S., geb., € 26,-
ISBN 978-3-7795-0669-0

Anna ist am Ende ihres Lebens angelangt, ihre Tochter Abi bringt sie in ein Pariser Hospiz. Erst jetzt, nachdem die Rollen getauscht sind, lässt die alte Mutter Abi in ihr Leben blicken.

Mit den Erinnerungen ihrer noch im Sterben beeindruckenden Protagonistin eröffnet Hemley Boum ihren Roman: die bewegende und spannende Geschichte dreier Frauen aus drei Generationen. Zwischen Kamerun und Frankreich, von der Kolonialzeit bis zum Terror von Boko Haram.

Ausgezeichnet mit dem Prix Ahmadou Kourouma



PETER HAMMER VERLAG